

Blue Screen
Entertainment



1. Auflage

© 2018 Blue Screen Entertainment GmbH

Abbildungen und/oder Texte dieses Buches zu kopieren, zu scannen,
in Computern oder auf CD zu speichern, sie zu verändern oder
in irgendeiner Form zu veröffentlichen, sofern keine
ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Herausgebers vorliegt,
ist nicht gestattet.

Satz und Gestaltung: Blue Screen Entertainment GmbH
Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München | www.guter-punkt.de
Umschlagabbildung: Markus Weber mit Motiven von Shutterstock

ISBN 978-3-943529-09-8

www.bluescreen-entertainment.com
www.augedesglaubens.de
www.simon-cross.de

SIMON CROSS

AUGE
DES GLAUBENS

*Gott verzeiht, aber er ist nicht dumm.
Wir werden uns für das, was wir anderen antun,
ganz alleine verantworten müssen.*

*Die folgende Geschichte ist frei erfunden.
Der Inhalt basiert nicht auf tatsächlichen Begebenheiten.
Ein Großteil der genannten Schauplätze existiert in der Realität nicht.
Ebenso sind alle Charaktere frei erfunden.
Sollten dennoch Ähnlichkeiten mit noch lebenden oder bereits verstorbenen Personen beziehungsweise mit realen Ereignissen bestehen, so wären diese rein zufällig und in keinster Weise beabsichtigt.*

Prolog

»Wie es schon bei den Philippnern geschrieben steht, so soll es uns auch heute widerfahren. Hört auf den Willen und die Worte unseres Herrn, der da zu Euch sagt: Und wenn ich auch geopfert werde bei dem Opfer und Gottesdienst Eures Glaubens, so freue ich mich und freue mich mit Euch allen.«

Dumpf und noch weit entfernt drang die mächtige, ihr so vertraute Stimme eines zu allem entschlossenen Mannes an die Ohren der jungen Frau, die in einem dunklen Saal mit dem Rücken auf einem steinernen Altar lag. Jemand hatte mehrere Kerzen um sie herum aufgestellt, deren durch einzelne sanfte Windstöße verursachtes, dezentes Flackern die Silhouette ihres Körpers in ein fahles, furchteinflößendes Licht rückte.

Nur sehr langsam und unter größter Anstrengung fand sie aus einem undefinierbaren Dämmerzustand zurück in die sie verwirrende Realität. Eine Realität, die ihr in diesem Moment so unwirklich erschien, als befände sie sich noch immer in einem nie enden wollenden, gespenstisch plastischen Albtraum gefangen, aus dem es für sie kein Erwachen mehr gab.

Unterhalb ihres Nackens spürte sie einen leichten Schmerz. Es fühlte sich an, als sei sie von einem harten Gegenstand getroffen worden. Instinktiv wollte sie deshalb mit ihrer linken Hand nach der verletzten Stelle greifen. Doch es gelang ihr nicht. Sie konnte ihre Arme nicht bewegen, so sehr sie sich auch bemühte. Eine unerklärliche Lähmung hatte von ihrem ganzen Körper Besitz ergriffen. Sie dehnte sich von ihrer Brust bis hinab zu den Zehenspitzen aus. Nur ihren Kopf konnte sie noch leicht anheben.

Ungläubig blickte sie an sich hinab.

Jemand hatte ihren Körper in ein festliches weißes Laken gehüllt. Zu ihren Seiten streckten sich zwei eiserne Kreuze in die Höhe.

In weiße Mönchskutten gekleidet, hatte sich eine kleine Gruppe Menschen im Halbkreis um sie versammelt. Von dem ohnehin kaum wahrnehmbaren Stöhnen der Frau ließen sie sich augenscheinlich nicht beirren. Sie waren vielmehr ehrfürchtig in ein Gebet vertieft und verharren starr in ihrer Position.

Die Gesichter dieser Leute vermochte sie nicht zu erkennen. Zu tief hatten die Gestalten ihre Kapuzen nach vorne gezogen, als wollten sie ihre wahre Identität vor ihr verbergen. Lediglich deren sich monoton wiederholende Gebetsrufe waren ihr seltsam vertraut.

Krampfhaft bemühte sich die junge Frau, sich ihrer Situation bewusst zu werden. Einen klaren Gedanken zu fassen. Zu verstehen, wer sie war – und: Wo sie eigentlich war.

Das unbestimmte Gefühl, diesen düsteren Ort schon einmal betreten zu haben, beschlich sie, je länger sie darüber nachdachte. Nur: Wann mochte das gewesen sein? Und in welchem Zusammenhang? Wer hatte sie eigentlich hierhin gebracht? Und warum lag sie, der Gruppe hilflos ausgeliefert, auf diesem kalten Untergrund?

Was ging hier nur vor sich?

Nur sehr zögerlich manifestierten sich Bilder der jüngsten Vergangenheit vor ihrem geistigen Auge.

Sie wartete vor einer Kirche, als eine schwarze Limousine vorfuhr, die einem ziemlich reichen Menschen gehören musste. Eine Tür öffnete sich. Ein Mann stieg aus. Und aus irgendeinem Grund, der sich ihr derzeit nicht erschloss, folgte sie dessen höflicher Aufforderung, in den Wagen zu steigen. Als würde es genau in diesem Augenblick noch einmal geschehen, glaubte sie für den Bruchteil einer Sekunde sogar das sanfte, weiche Polster der dunklen Ledersitze unter sich zu spüren und entspannt darin zu versinken.

Ihr gegenüber saßen zwei Menschen, ein Mann und eine Frau, die sie entschieden und doch bedrückt zugleich anschauten.

Augenscheinlich waren ihr diese beiden Personen vertraut. Von ihnen ging jedenfalls ein undefinierbares, tief in ihr verankertes Gefühl der Intimität aus. Sie fühlte sich aber noch nicht in der Lage, zu begreifen, wieso dem so war - und: woher sie diese Leute kannte.

Wenig später stieß dann ein weiterer Mann hinzu. Ein vornehm gekleideter Herr mittleren Alters, vielleicht sogar der Besitzer dieser luxuriösen Limousine. Er hielt etwas in der Hand. War es ein Tuch? Ein Lappen? Oder doch etwas ganz Anderes? Und warum führte er es an ihre Lippen? So sehr sie die Antwort in ihrem tiefsten Inneren auch suchte, so wenig offenbarte sich diese ihr.

Nur einer Sache durfte sie sich sicher sein: In exakt jenem Moment hatten ihre Sinne zu schwinden begonnen. Und erst jetzt kam sie ganz allmählich wieder zu sich.

Wie viel Zeit war inzwischen vergangen? Minuten? Stunden? Gar Tage? Überhaupt: Warum hatte dieser Mann sie betäubt und was war seither mit ihr passiert? Wie kam es, dass sie jetzt nahezu bewegungsunfähig auf diesem harten Stein lag?

Der von Weihrauch getränkte Raum, in dem sie sich befand, war inzwischen von sakralen Gesängen erfüllt, denen nichts Heiliges mehr anhaftete. In ihnen lag vielmehr etwas Bedrohliches, das sie beunruhigte. Diese Menschen, die sie ganz offensichtlich zum zentralen Bestandteil eines merkwürdigen Rituals auserkoren hatten, waren in eine absonderliche Zeremonie vertieft, deren Sinn sie noch nicht ganz begriff. Oder auch nicht begreifen wollte.

Ängstlich starrte sie auf das Treiben der verhüllten Gruppe, die inzwischen in scheinbarer Ekstase und innerem Verklärt sein so lange immer wieder durch den Raum wanderte, bis sie von jenem Mann zur Ruhe gebeten wurde, der diesem ganzen Ritus offenbar vorstand. Zumindest unterschied er sich schon rein äußerlich von allen anderen. Sein Körper war von einer dunkelbraunen, ins Schwarze tendierenden Kutte bedeckt. Ein golden glänzendes Kreuz hing an einer silbernen Kette um seinen Hals.

Die junge Frau konnte das schwere, eisige Metall spüren, als er sich zum Altar begab und sich zu ihr hinab beugte. Das Kreuz berührte dabei ihre Wangen, während sie, erstarrt vor Schreck, in ein ihr eigentlich vertrautes Augenpaar blickte, aus dem aber jeder Funke von Liebe und Menschlichkeit entwichen schien. Hinter den dezenten Schatten, die seine Kopfbedeckung, im Licht der flackernden Kerzen,

auf die unreine Haut seines zu altern beginnenden Gesichts zeichnete, erkannte sie einen besessenen Mann, der die Kontrolle über sich selbst verloren hatte. Verzweifelt versuchte sie dennoch, mit diesem Mann in Kontakt zu treten, indem sie sich ihm entgegenstreckte und ihre Lippen bewegte. Doch ihre Stimme versagte. Sie fühlte sich nicht in der Lage, genügend Luft durch ihre Kehle zu pressen, um die Stimmbänder ausreichend zum Schwingen zu bringen.

Erschöpft und resigniert zugleich gab sie auf und ließ ihren Kopf zurück auf den kalten Stein fallen, beobachtet von den scharf blitzenden Augen des Mannes mit der dunklen Kutte.

Dieser Mann zog nun ein seidenes Taschentuch hervor, in dessen Ecken jeweils ein Emblem eingestickt war, bestehend aus den Buchstaben »O« und »D«, um die sich, kunstvoll verziert, das Symbol eines Fisches wand. Das Tuch, das er langsam an ihren Mund führte, während er ihren Kopf fast väterlich zu stützen schien, war von einer süßlich riechenden Flüssigkeit durchdrungen.

Zuerst wehrte sie sich noch dagegen, die betäubenden Dämpfe einzuatmen. Sie versuchte krampfhaft die Luft anzuhalten. Doch es hatte keinen Sinn. So sportlich und diszipliniert sie ansonsten auch war; dieser Kampf war nicht zu gewinnen. Ihr blieb keine Wahl, als sich dem Ritual hinzugeben, wollte sie das Unausweichliche nicht unnötig hinauszögern. Nicht ahnend, was sie tatsächlich erwarten würde.

»Die Welt ist voll Sünde«, erhob der Mann mit der dunklen Kutte erneut seine Stimme, während er mit seinen Blicken von ihr abließ und sich, eine in Leder gebundene Ausgabe der Heiligen Schrift in den Händen haltend, den anderen Mitgliedern der Gruppe zuwandte. »Doch die Zeit währt nicht mehr lange, bis die Sünde von dieser Welt genommen wird, auf dass unser Herr auf ewig regiere.«

Mit einem lautstarken, von den Wänden widerhallenden *Amen* antworteten die anderen Gestalten auf seine Worte. Ein Ausruf, der so kühl und auf erschreckende Weise gefühllos zugleich war, dass sich die junge Frau beinahe in einem abscheulichen Horrorfilm wiederzufinden vermutete. Wo blieb nur der Eine, der sie zärtlich wach küssen und in die Arme nehmen würde, dachte sie im Halbschlaf ihres

schwächer werdenden Bewusstseins. Der heldenhafte Ritter, der ihr sagte, dass alles nur ein böser Traum gewesen sei, während gleichzeitig die ersten wärmenden Sonnenstrahlen des Morgens mit ihrer lebensspendenden Kraft diesen qualvollen Moment für immer vergessen machten.

»Siehe, der Herr spricht«, fuhr der Träger der dunklen Kutte, das ängstliche Zittern des Körpers der jungen Frau ignorierend, unbeirrt fort. »Die Zeit wird kommen, da ich auf die Erde zurückkehre und mein Reich über das des Bösen siegen wird.«

Das Atmen fiel der jungen Frau nun immer schwerer. Und auch ihre Sehkraft ließ langsam nach. Allmählich verschwammen selbst die ohnehin schon unscharf gewordenen Umrisse der Umgebung.

»Wir haben uns hier versammelt im Namen des Herrn, um seine Dienste zu tun«, hörte sie die unheilswanger wirkende Stimme ihres Peinigers, der längst sein Urteil über ihr weiteres Schicksal gesprochen hatte. »Darum werden wir nun vollbringen, was der Herr uns aufgetragen hat.«

Der Mann legte die Bibel nahe der Kerzen auf den Altar und griff nach einem wertvoll verzierten Schächtelchen von der Größe eines herkömmlichen Buchs, während die anderen, die dem grausamen Ritual beiwohnten, zu seinen Füßen niederknieten und beobachteten, wie er das kleine hölzerne Schächtelchen öffnete und einen glitzernen, scharfen Gegenstand hervorzog: Einen Dolch, dessen Knauf die Form eines silbern gewundenen Kreuzes aufwies. Dann beugte er sich erneut über die vor ihm liegende junge Frau, die verzweifelt dagegen ankämpfte, den kärglichen Rest ihres noch vorhandenen Bewusstseins zu verlieren.

»Weib, freue Dich über das, was Dir widerfahren wird.«

Die Stimme des Mannes war inzwischen von einem entschlossenen, fast dämonischen Tonfall erfüllt, von dem zugleich auch eine erschreckend hypnotische Wirkung ausging. Wahrscheinlich war nur so zu erklären, dass alle anderen ebenso teilnahmslos wie auch tatenlos zusahen, wie er den Dolch bedeutungsschwer nach oben riss und ihn nur wenig später direkt über die Brust der jungen Frau hielt.

»Der Herr hat uns eine schwere Prüfung auferlegt«, schien der Mann sein kaltblütiges Tun vor sich und seinem Glauben rechtfertigen zu wollen, den Blick gegen die Decke gerichtet. »Und der Herr ist Dir gnädig, Weib. Durch seinen Willen wirst Du noch heute im Paradiese sein, denn wisse: Der Herr hat Dir alle Deine Sünden vergeben. Du musst nur noch diese letzte Prüfung bestehen. Und wir alle werden bei Dir sein und Dir dabei helfen.«

Ein vielstimmiges, entzücktes *Hallelujah* entfuhr den Mündern der anderen Gestalten, die die Hände falteten und zugleich ihre Gesichter dem Boden zuwandten, als würde der letzte Rest Scham und Verstand in ihren Gedanken sie dazu zwingen, nicht mit ansehen zu wollen, was ihr Anführer zwangsläufig gleich zu Ende brachte.

»Hör auf meine Worte, Weib. Wenn Du jetzt die Hand des Herrn nimmst, so wird er Dich durch das Feuer der Hölle geleiten in den Himmel und es wird auf ewig vergessen sein die Sünde, die Du Dir und Deinen Mitmenschen aufgeladen hast. Denn siehe: Der Tod ist nicht das Ende! Er ist der Anfang zum Bund des neuen Lebens. Freue Dich, Weib! Und abermals sage ich: Freue Dich! Denn siehe, Christus spricht: Denn wer sein Leben erhalten will, wird es verlieren, wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es behalten.«

Einen Moment noch verharrte der Mann in Stille.

Die Frau wusste in dieser Sekunde, dass sie verloren war. Niemand würde diesen Menschen in letzter Sekunde aufhalten können. Es gab also keine Hoffnung mehr.

Traurig und doch tapfer fand sie sich mit ihrem Schicksal ab.

Sie schloss die Augen, um sich nun gänzlich der verlockenden Kraft des immer stärker wirkenden Betäubungsmittels hinzugeben.

»Herr, höre und sei gnädig!«, waren die letzten Worte, die sie weit entfernt noch vernahm. »Nimm dieses Weib in Deine gütigen Arme und führe sie aus den Nächten der Verdammnis und der Hölle, auf dass sie das Himmelreich erblicke und ihr noch viele folgen mögen - zum Ruhme Deiner, oh Herr.«

Dann jagte der Mann mit der dunklen Kutte den Dolch mit gnadenloser Brutalität durch ihren Körper und rief: *Es ist vollbracht!*

»Meine Güte, Mister Melder«, schaute Martha von Mitleid erfüllt in die müden Augen ihres Pfarrers. Den Oberkörper im Schein einer kleinen Schreibtischlampe dicht über ein halb beschriebenes Blatt Papier gebeugt, machte er sich mit einem Füllfederhalter einige Notizen. »Sie sind so spät noch am Arbeiten?«

»Der Gemeindebrief schreibt sich leider nicht von alleine«, zuckte John Melder mit den Achseln. »Und spätestens morgen muss er in den Druck, sonst liegt er nicht rechtzeitig vor. Was soll ich also tun?«

Dass er den Gemeindebrief auch jetzt wieder unter fast schon unerträglich werdendem Zeitdruck verfasste, war die Konsequenz aus einem ebenso langjährigen, wie unausweichlichen, ihm bisweilen auch lästig erscheinenden Ritual.

Das Schreiben dieser gemeindeeigenen Zeitung, die seinen Schäfchen einen Überblick über Aktivitäten und Gottesdienstzeiten geben sollte, fiel ihm einfach schwer.

Er war Seelsorger, kein Redakteur. Deshalb verschob er diese Tätigkeit grundsätzlich immer auf den letztmöglichen Zeitpunkt. Mit allen Konsequenzen, die sich daraus ergaben.

»Sie müssen unbedingt an Ihrer Zeiteinteilung arbeiten«, bemerkte Martha leise. »Irgendwann wird Ihnen der Stress noch zu viel. Denken Sie daran, was Ihrem Kollegen Rutherford passiert ist...«

»Keine Sorge! Ich bin noch jung. Ich kann das verkraften!«

»*Ich* bin noch jung«, korrigierte sie lächelnd. »Sie dagegen gehen auch schon auf die 50 zu. In diesem Alter sollte man allmählich auf seine Gesundheit achten!«

»Schon gut. Sie brauchen mich nicht daran zu erinnern. Ich weiß es ja selbst«, nickte Melder ein wenig resigniert. Die sich regelmäßig wiederholenden, nachdrücklich mahnenden Worte seiner klugen Haushälterin waren sicherlich berechtigt. In all den Jahren, die er das

Amt des Pfarrers von Norfield, einer Gemeinde abseits gelegen in den Downhairy Hills, ausübte, war es ihm noch immer nicht gelungen, die ungeliebte Arbeit frühzeitig hinter sich zu bringen.

»Ich bin leider auch nur ein Mensch. Und Menschen drücken sich eben gerne vor unangenehmen Dingen...«

»Ich verstehe das einfach nicht«, seufzte Martha. »Der Gemeindebrief ist überall beliebt und wird so gerne gelesen. Wenn die Menschen wüssten, wie viel Mühe Sie jedes Mal mit diesen verdammten Texten haben, dann...«

»Na! Nicht fluchen, meine Liebe!«, lächelte Melder sanftmütig.

»Soll ich Ihnen dann wenigstens das Essen bringen?«, erkundigte sie sich, die Antwort bereits vorausahnend.

»Nein danke«, lehnte Melder auch an diesem Abend ihr gut gemeintes Angebot ab, um sich gezwungenermaßen wieder seinen Notizen zuzuwenden. »Ich komme sowieso gleich runter! Nur noch einen kleinen Moment! Dann bin ich soweit!«

»Wie immer also?«

»Ja, wie immer!«

»Na gut«, seufzte Martha ein weiteres Mal. Sie wusste, was das zu bedeuten hatte. Melder würde sich – entgegen seiner ausdrücklichen Zusage – sofort wieder in seinen Gedanken verlieren, sobald sie sich auch nur einen Meter von seinem Büro entfernt hatte. Und das eigentlich leckere Essen, das sie ihm so fürsorglich zubereitet hatte, würde erkalten und folgerichtig nicht mehr schmecken, wenn das Hungergefühl des Pfarrers zu stark wurde, irgendwann in den nächsten Stunden, tief in der Nacht.

»Manchmal frage ich mich wirklich, warum ich an solchen Abenden überhaupt noch für Sie kochen soll«, machte sie sich, der eintönigen Gewohnheit des unabänderlichen Ablaufs gewiss, daran, sich zurückziehen. »Sie essen es ja dann doch nicht und ich kann es morgen früh bestimmt wieder wegwerfen.«

Statt auf diesen zweifellos berechtigten Vorwurf zu reagieren, machte Melder mit seiner Hand eine ausladende Bewegung, die seine Haushälterin sofort verstand. Er wollte alleine gelassen werden, selbstre-

dend auch im Bedauern darum, dass er sehr wohl wusste, wie Recht sie mit ihrer Befürchtung doch hatte. Woche für Woche vollzog sich auch hier dasselbe Ritual, ohne jede Chance auf Änderung.

»Wenn Sie also sonst nichts mehr für mich zu tun haben, würde ich gerne Feierabend machen«, bat Martha noch, ehe sie die Tür, die in Melders Büro führte, hinter sich schloss. »Mein Mann möchte nachher noch mit mir ins Kino gehen. In die Spätvorstellung. Ich habe es ihm versprochen.«

»Tun Sie das!«, war Melder schnell einverstanden. »Bis morgen!«

Eigentlich war es ihm ganz angenehm, für den restlichen Abend seine Ruhe zu haben. Er lebte, wenn seine Haushälterin nicht gerade nach dem Rechten schaute, ohnehin alleine in dem großen, historischen Pfarrhaus im Zentrum von Norfield. Das Gebäude zählte zu den ältesten im ganzen Dorf. Nur die Kirche wurde in den Hochzeiten des Mittelalters, also gut und gerne drei Jahrhunderte früher erbaut.

Bevor Melder seinen Dienst in der Gemeinde aufgenommen hatte, ließ die Diözese es von Grund auf renovieren. Diese Bedingung hatte er seinen Vorgesetzten gestellt. Sie waren nach einigen intensiven Debatten über Umfang und Finanzierung seiner Wünsche schließlich darauf eingegangen. Zu lange war die Pfarrstelle der St. Antonius-Gemeinde schon unbesetzt geblieben. Und die Menschen dort hatten dementsprechend laut nach einem neuen Seelsorger gerufen.

Während der Zeiger der Standuhr in seinem von Papieren und Büchern überquellenden Büro unaufhörlich die verstreichenden Sekunden verabschiedete, vergaß Melder die Zeit.

Mit seinen Gedanken war er gänzlich in einen Römerbrief des Neuen Testaments vertieft, über dessen zentrale Frage des so genannten Doppelgebots der Liebe er noch einige einleitende Sätze für den Gemeindebrief zu verfassen gedachte.

Ein lautes Krachen schreckte den Pfarrer nach einiger Zeit auf.

Er schaute auf die Uhr.

Der Stundenzeiger war verdächtig nahe an die Ziffer 11 gerückt.

Melder legte seinen Stift beiseite und horchte angestrengt in die Stille der Nacht hinein.

Obgleich es schon relativ kühl war, hatte er doch das Fenster seines Büros geöffnet. Er bevorzugte die Arbeit bei frischer Luft, jedenfalls solange es die Temperaturen noch zuließen.

Es blieb alles ruhig – vom einsamen Miauen einer Katze abgesehen, die es sich auf der Friedhofsmauer gegenüber bequem gemacht hatte.

Gerade wollte Melder das Geräusch als Irrtum abtun und sich erneut seiner Auslegung des biblischen Textes zuwenden, als er wiederum ein dumpfes Pochen hörte, das aus Richtung der alten Kirche zu kommen schien, die nur wenige Meter vom Pfarrhaus entfernt an den Pfarrgarten angrenzte.

Melder erhob sich und verließ seinen mit Kunstleder bezogenen Drehstuhl, um sich zum Fenster zu begeben und direkt nachzusehen.

»Seltsam, Johnny. Da scheint wirklich nichts zu sein«, analysierte er, mangels sonstig anwesender Personen mit sich selbst redend, nach einer Weile die Situation, die sich seinen Augen bot.

Friedlich in sich ruhend erhoben sich draußen im matten Schein der gedämpften Gehwegbeleuchtung die Konturen des altehrwürdigen Kirchengebäudes. Die Straßen davor waren menschenleer. Niemand war zu dieser vorgerückten Stunde noch unterwegs. In ein oder zwei Häusern um die Ecke brannte noch Licht. Alle anderen Bürger schienen sich aber bereits zur Ruhe gelegt zu haben.

»Auf Deine alten Tage wirst Du wirklich ein bisschen komisch«, schüttelte Melder schließlich irritiert den Kopf. Er beschloss, die Sache mit den Geräuschen zu vergessen und sich stattdessen wieder mit seinem Text zu befassen. Immerhin war er bereits ein gutes Stück vorangekommen. Ihm fehlte lediglich noch die abschließende Botschaft, die er seinen Schäfchen mit auf den Weg geben wollte.

Bevor er sich jedoch zurück an seinen Schreibtisch setzte, wollte er nachsehen, was seine Haushälterin ihm zubereitet hatte. Da er ohnehin den Schreibfluss verloren hatte - zuerst durch sie, dann wegen dieser Geräusche - konnte er auch gleich dem leisen Grollen seines Magens nachgeben und den aufkeimenden Hunger stillen.

Fröhlich pfeifend schritt Melder die Treppe hinab ins Erdgeschoss des Gebäudes, wo sich die Küche befand, nachdem er den etwas un-

günstig hinter einer Kommode verborgenen Lichtschalter im ansonsten stockdunklen Flur ertastet und für ein wenig Helligkeit außerhalb seines Büros gesorgt hatte.

Aus der Küche strömte ihm bereits der herzhafte Duft eines Schweinebratens entgegen.

»Okay, nicht mehr ganz frisch, aber... man kann ihn sicherlich noch essen«, analysierte er trocken, bevor er ein Stückchen von dem Braten abtrennte und in seinem Rachen verschwinden ließ. Schnell wuchs in ihm die Erkenntnis: Er hatte sich wohl getäuscht. Das Fleisch kaute er nur widerwillig; selbst die Soße war schon zu kalt, um es hinunterzuspülen. Besser er stellte das Gericht in den Kühlschrank und ließ es sich tags darauf aufwärmen.

Immerhin: Seine treue Haushälterin hatte mitgedacht. Vorsorglich hatte sie ihm eine Kanne Kaffee aufgebrüht – für den Fall, dass es wieder sehr spät werden würde und er gegen die unaufhaltsam zunehmende Müdigkeit bestehen musste. Daneben hatte sie ein wenig süßes Gebäck auf einen kleinen Teller aus weißem Porzellan gelegt.

»Sieht verlockend aus«, überlegte Melder einen Moment, ehe er zugriff. »Und schmeckt auch wesentlich besser...«

Dann schenkte er sich eine Tasse Kaffee ein und wollte sich, das Getränk in seiner linken und das Tellerchen mit dem Feingebäck in der rechten Hand, wieder nach oben begeben, als neuerlich ein sonderbares Geräusch von draußen an seine Ohren drang; ein Geräusch, das er in diesem Fall allerdings eindeutig zu identifizieren glaubte. Er kannte diesen markanten, unangenehm stechenden Klang, der einem sensiblen Menschen, wie er es war, jedes Mal aufs Neue die Nackenhaare zu Berge stehen ließ: Das qualvolle Knarren der aneinander reibenden, halb verrosteten Eisenstangen des um diese Uhrzeit normalerweise verschlossenen Portals, das Unbefugten den Zutritt auf das Kirchengelände zu unerwünschten Zeiten unterband.

»Die Kirche«, entfuhr es ihm. »Da ist jemand in der Kirche!«

Schnell stellte Melder Tasse und Teller zurück auf den Küchentisch, eilte in den Flur, um dort in der Garderobe nach seinem Mantel zu greifen und diesen überzuziehen, weil er nachsehen wollte, was zu

dieser ungewöhnlichen, weil nachtschlafenden Tageszeit in seinem Gotteshaus los war.

Eine Taschenlampe bewahrte er, nebst diversen anderen Dingen des alltäglichen Gebrauchs, unmittelbar neben der Garderobe in einem kleinen Schränkchen auf.

Melder nahm sie an sich, zückte den Hausschlüssel und begab sich flotten Schritts ins Freie.

»Ganz schön kalt geworden«, fröstelte er. »Wie mein Essen...«

Die Tür des Pfarrhauses fiel hinter ihm krachend ins Schloss.

»Ist da wer?«, rief er in die Dunkelheit der Nacht, als er sich vorsichtig dem eisernen Portal näherte, das nur noch wenige Meter von ihm entfernt war. »Können Sie mich hören?«

Obwohl er ziemlich laut gerufen hatte, blieb alles still. Zumindest in der Nähe des von mehreren Gebüschten bewachsenen Kirchgartens, auf den sich Melder schrittweise zubewegte, den hellen Schein seiner Taschenlampe das Gelände in alle Richtungen absuchen lassend.

»Ist da jemand?«, wiederholte Melder seine Frage. Und dieses Mal erhielt er auch tatsächlich eine Antwort – wenn auch nicht die, die er erwartet hätte. Hinter ihm öffnete sich nämlich ein Fenster in einem der Häuser, in denen noch Licht brannte. Eine etwas schlaftrunken wirkende, ältere Frau mit leicht zerzausten Haaren beugte sich über den Fensterrahmen.

»Herr Pfarrer?«, rief sie ihm verwundert zu. »Was machen Sie denn da unten? Und warum schreien Sie denn um Gottes Willen so laut? Sie wecken ja die ganze Nachbarschaft auf!«

»Tut mir leid!«, drehte sich Melder der Frau zu. »Ich wollte Sie bestimmt nicht stören, Misses Daiden. Mir war nur, als mache sich jemand an unserer Kirche zu schaffen.«

»Tatsächlich?«, schien augenblicklich die Neugierde der Frau geweckt. »Es wird doch nicht auch bei uns eingebrochen worden sein? Warten Sie einen Augenblick! Ich komme runter.«

»Danke, das wird nicht nötig sein«, bemühte sich Melder, seine Nachbarin zurückzuhalten. »Ich komme schon alleine zurecht. Sagen Sie mir lieber, ob Sie von da oben etwas erkennen können?«

Mit zusammengekniffenen Augen starrte die Frau auf den Kirchengarten und den sich daran angrenzenden Friedhof hinüber, wobei sie dem Lichtkegel von Melders Taschenlampe folgte. Ohne Erfolg.

»Nein«, zuckte sie schließlich mit den Schultern, den Oberkörper so weit über das Fensterbrett gebeugt, dass sich Melder beinahe Sorgen machte, sie könnte ihre Standfestigkeit verlieren und hinabstürzen. »Soll ich vielleicht die Polizei rufen?«

»Lassen Sie mal!«, lehnte Melder dankend ab. »Wir wollen uns doch nicht blamieren. Ich will erst selbst nachsehen.«

Dann setzte er seinen rechten Fuß auf die erste der vielen Stufen, die hinauf zum Portal des Kirchengebäudes führten. Von umsichtiger Nervosität getrieben begann sein Herz lauter zu pochen. Er konnte jetzt jeden Schlag bis in die Haarspitzen hinauf fühlen.

Schritt für Schritt näherte er sich dem eisernen Gestell, an dem sich tatsächlich jemand zu schaffen gemacht hatte. Es war nicht mehr verschlossen, sondern lediglich hastig angelehnt worden, als hätte jemand keine Zeit mehr gehabt, den ordnungsgemäßen Zustand wieder herzustellen.

Auf dem vom Regen des Tages noch aufgeweichten Erdboden entdeckte Melder einige Fußspuren abseits des regulären, mit Pflastersteinen bedeckten Weges, den die Gottesdienstbesucher normalerweise zu nehmen pflegten, wenn sie zu den Messen kamen.

Melder beugte sich zu den Abdrücken hinunter. Sie schienen noch ganz frisch zu sein und zeugten von der Eile, die den Träger dieser Schuhe offensichtlich getrieben hatte. Und noch etwas verriet sie ihm: Der Störenfried dürfte das Gelände bereits wieder verlassen haben. Die Abdrücke zeigten nämlich eindeutig in Richtung der Straße.

Nachdem er sich wieder erhoben hatte, wandte sich Melder dem eigentlichen Kirchenportal zu, eine gotisch geformte Konstruktion mit schweren Holztüren, die Raum genug ließen, dass selbst fünf Personen nebeneinander mühelos das Gotteshaus betreten konnten.

»Das habe ich mir fast gedacht«, murmelte Melder leise vor sich hin, als er den messingfarbenen Griff bediente und das Portal öffnete. »Nicht abgeschlossen. Merkwürdig.«

Was Melder jedoch am meisten verwunderte, war die Tatsache, dass das Schloss nicht beschädigt war. Wer immer sich, womöglich unberechtigt, in der Kirche aufgehalten hatte, musste offenbar einen Schlüssel gehabt haben. Davon war Melder jedenfalls überzeugt.

Ob vielleicht seine Mesnerin zu so später Stunde noch die letzten Vorbereitungen für die morgendliche Messe getätigt hatte?

Melder verwarf diesen Gedanken schnell. Sie hätte keinen Grund gehabt, nicht auf sein Rufen zu reagieren, geschweige denn, vor ihm fliehen zu müssen.

Kaum hatte der Pfarrer das Portal geöffnet, wanderte der Schein seiner Taschenlampe langsam den steinernen Fußboden entlang, vorbei an den frisch renovierten Holzbänken vor bis zum Altarbereich.

Was er dort zu sehen bekam, darauf war Melder allerdings nicht vorbereitet gewesen. In den kühnsten Träumen hätte er mit einem solchen Anblick nicht gerechnet.

»Was um Himmels Willen«, schreckte er deshalb zusammen und bekreuzigte sich reflexartig. »Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.«

2

»Das darf doch nicht wahr sein«, fluchte John Porter laut, als er im Flur das Telefon klingeln hörte, während er selbst gerade in sein von Müdigkeit überladenes Gesicht blickte, das ihm, oberhalb des Waschbeckens, aus dem Spiegel entgegen starrte; ihn dabei beobachtete, wie die langsamer gewordenen Bewegungen der Zahnbürste plötzlich wieder an Schwung gewannen, weil er durch das schrille Läuten selbst in Wallung geriet.

»Hat man vor diesem Pöbel niemals seine Ruhe? Wissen die denn nicht, wie spät es ist? Ich hab´ jetzt Feierabend!«

»Reg´ Dich doch nicht so auf, Schatz«, versuchte seine Frau Edna, die neben ihm stand, besänftigend auf ihn einzuwirken, indem sie zärtlich mit ihrer rechten Hand über dessen nachhaltig ergrautes kurzes Hinterhaar strich, das den Kampf gegen das tragische Los des Kahlwerdens noch nicht ganz aufgegeben hatte.

»Wie soll ich mich denn da nicht aufregen?«, stieß Porter sie sanft zurück. Derlei Beruhigungsversuche ertrug er im Moment nicht. Sein Tag war schließlich ebenso lang, wie hart gewesen.

Wie viele Mikrofone sich ihm entgegen gestreckt hatten und wie oft er die immer selbe Antwort auf die ewig gleichen Fragen in die Diktiergeräte der wissbegierigen Journalisten sprechen musste, das verdrängte er lieber. Ebenso, dass seine Vorgesetzten ernsthaft glaubten, sie täten ihm einen Gefallen, wenn er sich im Namen der Kollegen vor der Presse in Szene setzen und als strahlender Held dastehen sollte, der er doch nicht war.

Er wollte für seine Arbeit nicht medial gefeiert werden, weil sie für ihn genauso selbstverständlich und wichtig war, wie viele andere, oft unbeachtete Jobs in diesem Lande auch. Und: Weil er wusste, dass er alleine auf sich gestellt nichts ausrichten könnte. Anders, als die Öffentlichkeit das mitunter wahrhaben wollte. Gefeierte Helden, die das

Böse im Alleingang in Schach hielten: Das war nur etwas für die große Kinoleinwand, aber sicherlich nicht für den Alltag.

»Du weißt doch gar nicht, wer dran ist«, redete Edna sanft auf ihn ein. Sie wusste natürlich um seine Schwierigkeiten im Umgang mit den Medien und hatte sowieso noch nie verstanden, dass er nicht endlich reinen Tisch machte und zu seinen Schwächen stand, wie sie es von einem verantwortungsbewussten und erfahrenen Chief Inspector eigentlich erwartete. Im direkten Kontakt mit den Pressevertretern wahrte dieser stattdessen stets seine Contenance und nahm sich bereitwillig alle Zeit, die die Herrschaften benötigten, genügend Material für ihre Berichterstattung zu sammeln. Erst und nur zuhause ließ er regelmäßig seinen Frust darüber ab und sie musste die Wogen glätten. Nicht immer fiel ihr das leicht.

»Mir egal, wer dran ist«, winkte Porter schroff ab. »Ich bin nicht zuhause. Für niemanden.«

»Ich schon«, seufzte Edna. »Ich geh´ da jetzt dran, bevor es die ganze Nacht klingelt und wir keinen Schlaf bekommen.«

Porter knurrte kurz, ließ sie dann aber gewähren. Wohl, weil er wusste, dass sie Recht hatte, ob ihm das nun passte oder nicht.

Davon genervt steckte er die Zahnbürste etwas zu ungeschickt in die für sie vorgesehene Halterung, sodass sie von dort aus auf den Boden fiel. Leise fluchend hob Porter sie auf. Dabei fiel sein Blick erneut in den Spiegel, der sein Gesicht mit all den kleinen Falten zeigte, die sich dort abzeichneten und ihn mit den Auswirkungen einer langsam verblassenden Jugend konfrontierten. Zumal im Angesicht eines gerahmten Fotos, das direkt daneben hing. Als Erinnerung an einen Jahre zurückliegenden Schweiz-Urlaub. Jung und sportlich lehnte er sich da, auf dem Gipfel eines 3000ers stehend, gegen den Grundpfeiler des mächtigen Gipfelkreuzes. Seine Haare waren, im Gegensatz zu heute, noch voll und prächtig. Und auch sein Waschbrettbauch hatte sich damals noch nicht heimlich unter einer zentimeterdicken Fettpolsterschicht verborgen.

»Das waren noch Zeiten«, seufzte er. Wehmütig schwelgte er dabei in der sich täglich weiter entfernenden Vergangenheit und dachte

über die Unvermeidbarkeit des eigenen Älterwerdens nach, bis Edna schließlich zurückkehrte und ihn ernst anschaute.

»Könntest Du ans Telefon kommen?«, bat sie ihn eindringlich.

»Ich hab´ Dir doch gesagt, dass ich...« Weiter kam er nicht. Seine Frau presste ihre rechte Hand sanft gegen seinen Mund.

»Keine Sorge«, versicherte sie ihm. »Keine Journalisten. Keine Kollegen. Dein guter alter Freund. Es ist John. Er ist vollkommen aufgelöst und scheint dringend Deine Hilfe zu brauchen...«

»John?«, wiederholte Porter, nachdem er mit beiden Armen vorsichtig Ednas Hand aus seinem Gesicht entfernt hatte. »Na gut. Für ihn mache ich eine Ausnahme... Aber auch nur für ihn!«

»Danke«, nickte Edna erleichtert. Sie hatte Melder bereits angedeutet, dass ihr Mann im Bad stehe und vor Müdigkeit kaum noch aus den Augen blicken könne; dementsprechend eigentlich alle Telefonate abblocken wollte. Der Pfarrer hatte sie mit dem Hinweis auf die Dringlichkeit der Angelegenheit aber darum gebeten, es dennoch zu versuchen – in der sicheren Annahme, dass Porter ihn nicht im Stich lassen würde.

Er hatte seinen alten Freund und Namensvetter richtig eingeschätzt. Porter wusste sehr wohl, dass der Pfarrer ein rücksichtsvoller und auch liebenswerter Zeitgenosse war. Er gehörte nicht zu denjenigen, die einem ständig auf die Nerven gingen und dabei noch ebenso penetrant wie egozentrisch auf sich selbst fixiert waren. Ganz im Gegenteil nahm Melder immer Rücksicht auf seine Mitmenschen; achtete streng darauf, deren Bedürfnisse zu respektieren und, wenn möglich, auch zu bedienen.

Wenn also ein Mann, wie Melder, zu dieser späten Stunde störte, dann tat er dies sicherlich nicht ohne gewichtigen Grund.

»Johnny, alter Freund«, meldete sich Porter deshalb wenig später, kaum hatte er den Hörer an sein Ohr gepresst. »Was ist los?«

»Entschuldige bitte vielmals, dass ich so spät noch störe«, stotterte Melder. Porter war dessen ungewohnt unsichere Sprechweise sofort aufgefallen. Melder wirkte verstört und fahrig. Das war normalerweise ganz und gar nicht seine Art.

»Schon in Ordnung!«, versicherte Porter. »Für Dich bin ich immer zu erreichen. Also: Was ist passiert?«

»Ich weiß gar nicht, wie ich das sagen soll«, suchte Melder nach den richtigen Worten. »Wo ich anfangen soll. Es ist gar nicht so einfach zu beschreiben. Es ist so... Ich komme gerade von der Kirche und... Wie soll ich es sagen... John: Es ist etwas Unvorstellbares passiert. Ich bin deswegen noch ganz verwirrt.«

»Das ist nicht zu überhören«, bemühte sich Porter, der sonderbaren Verstörtheit des alten Freundes seinen beruhigenden Einfluss entgegenzusetzen.

Seine eingangs gestellte Frage wiederholte er ein weiteres Mal.

»Trotzdem der Reihe nach. Was ist geschehen?«

»Ich weiß nicht, ob ich Dir das am Telefon erzählen kann«, bemerkte Melder. »Eigentlich würde ich es Dir viel lieber zeigen, allerdings weiß ich auch, dass Du einen langen Tag hinter Dir hast und eigentlich schon auf dem Weg ins Bett bist, insofern will ich das nicht von Dir verlangen, gleichwohl wäre es mir aber sehr recht, wenn...«

»Johnny«, mahnte Porter freundschaftlich. »Was ist los?«

»Die Kirche«, sagte Melder aufgeregt. »Es ist die Kirche!«

»Was ist damit?«

»Jemand ist dort eingebrochen!«

»Ernsthaft?«, fragte Porter ungläubig. »In unsere Kirche?«

»Vor wenigen Minuten erst. Ich muss den Einbrecher nur knapp verfehlt haben. Weißt Du, da war so ein seltsames Geräusch. Drei Mal! Dummerweise habe ich zu spät reagiert. Deshalb war der Täter schon weg, als ich ankam.«

»Das ist ja alles schön und gut«, stand Porter halbnackt im Flur, mit der einen Hand den Hörer haltend, mit der anderen sich an der Wand abstützend. »Aber weshalb rufst Du mich an?«

»Wegen des Einbruchs! Du musst unbedingt vorbei kommen!«

»Sei mir nicht böse, Johnny«, schien Porter wenig gewillt, der Bitte seines Freundes Folge zu leisten. Zu unwichtig schien ihm diese Sache, die sicherlich noch ein paar Stunden Aufschub verdiente. »Ich habe einen dringenden Termin in meinem Schlafzimmer. Den ersten

seit ein paar Tagen. Ganz abgesehen davon: Ich bin sowieso der falsche Mann. Du weißt doch: Ich bin bei der Mordkommission. Einbrüche fallen nicht in meine Zuständigkeit. Da musst Du Dich an die Kollegen wenden. Ich kann da wenig ausrichten.«

»Das weiß ich«, räumte Melder hartnäckig ein. »Und mir ist auch klar, dass Du jede Menge Stress hinter Dir hast. Ich habe Dich vorhin in den Nachrichten gesehen, bevor ich mich an den Gemeindebrief gesetzt habe. Glückwunsch übrigens!«

»Danke«, nahm Porter diesen herzlich gähnend entgegen.

»Trotzdem... Du weißt, dass ich Dich selten um etwas bitte, aber in diesem Fall ist es mir unglaublich wichtig, dass Du persönlich hierher kommst. Das musst Du Dir unbedingt selbst ansehen. John, ich kann es Dir am Telefon beim besten Willen nicht erklären, aber glaube mir: Das ist kein einfacher Einbruch gewesen. Wenn es das wäre, hätte ich einen Teufel getan, Dich jetzt noch anzurufen. Aber das... Das übersteigt selbst meine Vorstellungskraft. Bitte John: Ich brauche Deinen Beistand. Ich kann das nicht einordnen.«

»Na gut. Von mir aus«, seufzte Porter. »Einverstanden. Ich zieh' mir nur schnell etwas an. In einer Viertelstunde bin ich bei Dir.«

3

»Sir, ich als Ihr loyaler Diener halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, dass nicht alle Ihre Entscheidung als gerechtfertigt ansahen«, starrte ein älterer Mann in schwarzem Anzug dem Anführer ihrer kleinen Gemeinschaft ernst in dessen betont desinteressiert wirkenden Augen.

»Es ist alleine meine Aufgabe, uns alle zu schützen und auf das große Geschenk vorzubereiten«, antwortete der so Kritisierte kühl, der sich selbst, und das nicht nur Außenstehenden gegenüber, immer nur als *der Auserwählte* bezeichnete. »Unser lieber Herr zeigt mir den richtigen Weg. Ihr müsst lernen, ihm zu vertrauen, denn sein Wille spricht alleine durch mich, damit ich Euch lehren kann, ihn zu befolgen.«

Gemeinsam mit einer kleinen Gruppe Menschen saß er in dem nur spärlich beleuchteten Speisesaal eines abgelegenen Landhauses und aß mit ihnen zu Abend, wie er es gewöhnlich tat.

Draußen war es bereits ungemütlich und kalt geworden. Der Wind peitschte den Regen schroff gegen die Fensterfront. Im Kamin des Speisesaals dagegen brannte ein Feuer, das ihnen allen wohlige Wärme spendete.

Rein äußerlich betrachtet bot sich dem Auserwählten und seinen engsten Vertrauten an diesem Abend ein gewohntes Bild. Sie alle waren im Anschluss an die gemeinsame Messe in vornehmer Garderobe erschienen. Der Tisch war reichhaltig gedeckt. Diener servierten ihnen edlen Wein. Alles schien wie immer.

Die Stimmung jedoch war an diesem Abend ungewohnt verhalten. Nach den jüngsten Vorkommnissen hatte sich nämlich lange keiner getraut, den Auserwählten auf das kürzlich vollzogene Ritual anzusprechen. Sie wollten ihn nicht herausfordern, seine Gunst nicht verlieren, indem sie ihn mit der Wahrheit konfrontierten: dass nicht alle seiner Untergebenen das nötige Verständnis aufgebracht und seine

Entscheidung mit Wohlwollen begleitet hatten. Dass sogar viele, vor allem die, die weiter draußen im Dorf wohnten, regelrecht entsetzt gewesen seien, als sie davon erfuhren. Nur traute sich niemand, offen dagegen aufzubegehren.

Sie alle wussten, was auf dem Spiel stand.

Die Hölle drohte ihnen, wenn sie sich den göttlichen Anweisungen widersetzten. Ihnen blieb nur das Gebet, die Bitte um die Gnade, den Auserwählten und sein Tun verstehen zu dürfen.

»Nicht alle begreifen, weshalb sie durch unsere Hand sterben musste«, nahm ein etwas jüngerer Mann aus der Runde allen seinen Mut zusammen, den Auserwählten wenigstens um eine Erklärung zu ersuchen; um Antworten auf die vielen Fragen, die nicht nur ihn seit dem unerwarteten Vorfall plagten.

Der Auserwählte griff jedoch nur nach einer Serviette und führte sie seelenruhig an seine Lippen, um diese vorsichtig abzutupfen. Er ließ - offensichtlich unbeeindruckt von der bedrückenden Atomsphäre, die sich über den Speisesaal gelegt hatte - erst einige Augenblicke verstreichen, ehe er die sie alle belastende Stille durchbrach.

»Manchmal ist der Wille unseres Herrn nur schwer für uns ergründbar. Dennoch müssen wir ihn erfüllen, um dem großen Plan gerecht zu werden, den er für uns vorgesehen hat. So sehr uns diese Aufgabe auch schmerzt.«

Mit dieser simplen und nur wenig differenzierten Antwort schien der Auserwählte allerdings die wenigsten seiner Vertrauten überzeugt zu haben. Ohnehin hatten sie selbst zu großen Teilen nichts von dem eigentlichen Tötungsvorhaben des Mannes gewusst. Sie alle waren noch zu Beginn des Rituals davon ausgegangen, dass er Kathleen lediglich an sie binden wollte; dass er sie einschüchtern und ihr klar machen wollte, was passieren würde, sollte sie die Pfade des Herrn verlassen und Verrat an ihrer Gemeinschaft begehen.

»Sie war doch fast noch ein Kind«, bemerkte eine andere Frau, während sie betont unauffällig nach ihrem Löffel griff, um schnell einen weiteren Happen der Erbsencremesuppe zu sich zu nehmen; ganz so, als wolle sie den Anschein erwecken, diese missbilligende Äußerung

niemals getätigt zu haben. Es oblag ihnen als Gemeinde nicht, ihren Anführer zu tadeln. Gehorsam war es, den sie ihrer Sache und damit auch ihm schuldeten.

»Und doch hat sie dem Herrn gefrevelt und seinen Glanz beschädigt«, blieb der Auserwählte besonnen, legte sein silbernes Besteck zur Seite und erhob sich. »Es war alleine der Wille des Herrn, sie dieser Prüfung zu unterziehen, doch anders, als Abrahams Sohn Isaak auf dem Berg Morija von unserem Herrn errettet wurde, so war es bei Kathleen Amaloy sein Wille, das geliebte Menschenkind durch unser Hände Hilfe bei sich aufzunehmen, um ihren unreinen Geist von den Spuren des Satans zu befreien und sie auf ewig für seine Gemeinschaft zu gewinnen.«

»Meine Güte, Sir!«, schaute die Frau ihn fassungslos an. Sie wollte nicht akzeptieren, dass sich der Auserwählte, dessen Führung sie alle blind vertrauten, so sehr verändert hatte. Dass er schon Tage vor dem Ritual plötzlich unnahbar und in seinem Tun für sie unverständlich geworden war. Als habe er diese Dimension verlassen und schwebe mit seinen Gedanken in anderen, für sie weit entfernten Sphären jenseits von Gut und Böse. Verschlossen und in sich gekehrt.

»Wir haben sie umgebracht! Verstehen Sie das denn nicht? Wir haben Sie auf dem Gewissen!«, sagte sie, ihre innerliche Hysterie in einen dennoch seltsam sachten und gefassten Tonfall verpackt. »Das heißt: Wir haben gegen eines der wichtigsten Gebote des Herrn verstoßen: Du sollst nicht töten!«

»Mitnichten, liebe Schwester. Wir haben sie nicht getötet. Wir waren nur das Werkzeug unseres Herrn. Hätte er gewollt, dass Kathleen Amaloy bei uns bleibt, so hätte er uns, wie er es bei Abraham getan hat, seine Engel geschickt«, entgegnete der Auserwählte und wandte sich von der restlichen Gesellschaft ab, um die Gegenwart des wärmenden Feuers zu suchen. In ihm erkannte er nicht zuletzt eine befriedigende Form der inneren Reinigung. Der einzig treue Freund des wahrhaftigen und gerechten Menschen, der dessen spirituellen Bedürfnisse kannte; ein Wegbegleiter, dem - selbst in seinen vernichtendsten Zügen - noch immer etwas Göttliches innewohnte.

»Es war das Feuer, der brennende Dornbusch, aus dem Gott, unser Herr, zu Moses gesprochen und ihn beauftragt hat, sein auserwähltes Volk aus den Klauen der Ägypter zu befreien«, erhob der unmittelbar vor dem offenen Kamin kniende Auserwählte bedeutungsschwer seine Stimme. »Noch heute finden wir den Willen und das Gespräch mit unserem Herrn im Feuer wieder - und es ist unser oberstes Gebot, seinen Willen anzunehmen, so wie er ist, und uns diesem bedingungslos unterzuordnen. So wie auch Moses seinerzeit dem Willen des Herrn gefolgt ist, um sein Volk zu befreien, so dürfen auch wir uns diesem Auftrag nicht widersetzen und unsere Pflicht vernachlässigen. Denn wir, meine lieben Brüder und Schwestern, sind die einzig wahren Behüter des göttlichen Glaubens und die Zeit wird kommen, da wir ihn unter die Menschen tragen. Umso mehr müssen wir uns vor den Verlockungen des Teufels in Acht nehmen und diese mit aller Entschiedenheit bekämpfen! Es liegt alleine an uns, das göttliche Geheimnis zu schützen!«

Auch wenn mancher seiner Vertrauten noch immer an dieser eigentümlichen Sicht der Dinge zweifelte, gegen sein entschiedenes Auftreten, das keinen Widerspruch duldete, wagte nun keiner mehr aufzubegehren.

Nur eine besonders vornehm gekleidete Dame im fortgeschrittenen Alter, es handelte sich um die Besitzerin des Landhauses, Lady Rebekka Tabita, Gräfin von Canterfield, tat es dem Auserwählten gleich, legte, jede einzelne ihrer Bewegungen argwöhnisch vom ihm beobachtet, nun ebenfalls ihr Besteck zur Seite und erhob sich, ohne zunächst jedoch das Wort ergreifen zu wollen. Sie zog es vor, zu schweigen, als sie sich ihm näherte; langsam aber dennoch entschlossen.

Alle anderen ihrer Gäste vermieden trotz der aufgestaunten Neugierde jeglichen Blickkontakt, um nicht den Eindruck zu erwecken, sie wollten sich einmischen oder sich auf die Seite eines der beiden Protagonisten schlagen. Sie wussten: Selbst der Auserwählte war auf die Gnade und den Beistand der Gräfin angewiesen und ihr dementsprechend untergeordnet – auch wenn sie normalerweise dessen Ziele vorbehaltlos unterstützte.

»Ich bin sicher, die Gemeinde wird es verstehen. Würden Sie mir dennoch bitte in mein Gemach folgen? Ich muss mit Ihnen unter vier Augen sprechen«, legte sie, kaum beim Auserwählten angekommen, mütterlich ihre Hand auf dessen Schulter. Für die am Tisch sitzenden Gäste war nicht zu erkennen, ob ihr Tonfall einem Tadel oder einer Bestätigung seiner Position gleichkam. »Wir sind derzeit in einer etwas ungunsten Situation, die dringend einer Klärung bedarf.«

»Ich habe Ihnen nichts zu sagen, was nicht auch für die Ohren unserer Gäste bestimmt sein sollte«, wehrte sich der Auserwählte anfänglich noch gegen das Bestreben der Gräfin. »Ich weiß, dass sich die Menschen in unserer Gemeinde sorgen, doch das brauchen sie nicht. Der Wille des Herrn wird sich Ihnen schon bald offenbaren und sie werden verstehen.«

»Das mag sein«, zog sie ihn zur Seite und flüsterte ihm so leise ins Ohr, dass es alle anderen nicht zu verstehen vermochten. »Es wird allerdings immer schwerer, die beiden Flügel im Griff zu halten. Die einen sind über die jüngsten Ereignisse schockiert, den anderen gehen sie noch lange nicht weit genug. Wir müssen uns hüten, dass wir nicht die Kontrolle verlieren.«

»Ich verstehe«, nickte der Auserwählte, nachdem er sie eine ganze Weile stumm und mit ungerührtem Gesicht angestarrt hatte, dessen maskenhaften Züge die ganze Zeit über nicht den Hauch einer Entgleisung oder einer menschlichen Regung zugelassen hatten.

»Gehen wir.«

4

Seit gut zwanzig Minuten schon wanderte Melder, unaufhörlich von innerer Unruhe getrieben, die Stufen, die zur Kirche führten, hinauf und dann wieder hinab, als er endlich die Scheinwerfer eines Fahrrades erblickte, dessen Nutzer er sehnlichst erwartete.

»John!«, rief er Porter erleichtert entgegen, als dieser, wenige Meter entfernt, sein Gefährt mit einem flotten Sprung zur Seite verließ, noch während der inzwischen natürlich deutlich verlangsamten Fahrt, um anzuhalten und es an eine Straßenlaterne zwischen Pfarrhaus und Kirche zu ketten. »Gott sei Dank, dass Du da bist!«

»Ging ja nicht anders. Es klang ziemlich wichtig«, bemerkte Porter nicht sonderlich gut aufgelegt, ließ sich zur freundschaftlichen Begrüßung aber dennoch bereitwillig von dem verunsicherten Pfarrer in dessen Arme schließen.

»Ich rechne Dir das hoch an!«, nickte Melder. »Und Du wirst sehen, dass meine Gründe gut genug waren. Ich hoffe dennoch, Edna ist mir nicht böse, dass ich ihren Mann entführt habe...«

»Sie wartet zuhause. Eigentlich wollte sie mich sogar begleiten, aber Jeff schläft schon. Wir wollten vermeiden, dass er aufwacht und seine Eltern sind dann nicht da.«

»Kann ich verstehen. Geht's den beiden gut? Ich habe sie schon ein paar Tage nicht mehr gesehen.«

»Vermutlich freuen sie sich darauf, dass ihr Mann und Vater endlich wieder zuhause ist. Wenn er es mal ist...«, grinste Porter süffisant. »Er war zuletzt schließlich lange genug unterwegs.«

»Der Clayton-Fall«, wusste Melder sofort, wovon der Kriminalbeamte sprach. »Die Nachrichten waren ja voll davon. Wie Du den Serienmörder geschnappt und verhaftet hast.«

»Ich alleine habe gar nichts. Wenn überhaupt, dann: Wir... Mein Team und ich...«, winkte Porter direkt ab, zumal er Clayton, den Na-

men des Täters, nach dem unsäglichen Ritt durch die Medienlandschaft nicht mehr hören konnte. Noch nicht einmal aus dem Mund seines guten Freundes Melder. »Aber ich bin ja nicht zum Plaudern hier. Lass uns gleich reingehen und schauen, was los ist. Dann sehen wir weiter. Wo hat sich denn Dein so genannter Teufel versteckt?«

»Auf dem Altar«, lud Melder den Chief Inspector ein, ihm die Stufen der Treppe hinauf zum Portal zu folgen, das er vorübergehend wieder versperrt hatte.

»Das war sehr unklug!«, tadelte ihn Porter deswegen. »Du hast damit eventuell wichtige Fingerabdrücke verwischt.«

»Tut mir leid«, schien Melder dies sichtlich unangenehm. »Ich war vorhin ein wenig durcheinander. Ich hätte einfach nicht für möglich gehalten, dass nun auch wir betroffen sein würden. Meine Vorgesetzten sind übrigens schon informiert. Der Bischof ist auf dem Weg.«

»Tatsächlich?«, staunte Porter. »Heute Abend noch? Hat er denn nichts Besseres zu tun?«

»Es blieb ihm keine andere Wahl!«, entgegnete Melder und zog den Kriminalisten ungeduldig nach oben. »Angesichts dessen, was ich in der Kirche gefunden habe! Komm schon!«

Porter und Melder näherten sich im leicht gedämmten Licht der von der Decke herabhängenden Leuchter - sie ähnelten alten, mit Kristallen besetzten Lüstern - dem Altarbereich; begleitet von den argwöhnischen Blicken der Heiligenstatuen, die, rechts und links des Mittelgangs an den Wänden postiert, ohne jegliches Schlafbedürfnis Tag und Nacht über das Innere des Kirchengebäudes wachten.

Das eigentliche Kirchenportal hatte er zuvor unter Zuhilfenahme eines Handschuhs aus Latex hinter sich verschlossen. Damit wollte der Chief Inspector, quasi aus Gewohnheit, zusätzliche Fingerabdrücke vermeiden helfen, um dadurch den Einbrecher besser identifizieren zu können. Wie überflüssig diese Maßnahme gewesen war - auf dem Portal mussten schließlich die Fingerabdrücke der halben Gemeinde zu finden sein - darüber hatte er in diesem Moment nicht nachgedacht. Sein Verstand verlangte in diesen Stunden eben nach Schlaf, nicht nach klaren Gedanken.

»Jetzt verstehe ich«, blieb er dennoch einen Moment in Stille verharrend vor dem Altar stehen und starrte fassungslos auf den merkwürdigen, nur schwer einzuordnenden Anblick, der sich den beiden Männern bot. »Ich hätte ehrlich nicht geglaubt, dass ich das heute noch sagen würde, aber... Gut, dass Du so hartnäckig gewesen bist.«

»Ich wusste, was ich tat und warum ich es tat, alter Freund.«

Jemand hatte das üblicherweise im Altarbereich zu findende Kreuzifix aus seiner ursprünglichen Verankerung herausgelöst und zwischen fünf brennenden Kerzen neu postiert. Diese waren in einer Form angeordnet, die die beiden Männer nur aus Erzählungen von satanischen Kreisen kannten. Sie bildeten ein nicht zu übersehendes Pentagramm, in dessen Zentrum sich das Kreuz erstreckte. Der mit der Dornenkrone verzierte Kopf der daran befestigten Christusfigur zeigte allerdings nach unten, deren Füße ragten dagegen zur Decke.

»Teufelsjünger?«, fragte Porter scheinbar teilnahmslos. Die kühle Nüchternheit, mit der er gewöhnlich die sich ihm bietende Lage analysierte - eine solche ging mit der Arbeit eines Kriminalbeamten in außergewöhnlichen Situationen einher - war ihm schon immer ein treuer Helfer gewesen. Erst recht in diesem Moment, in dem er sich unter keinen Umständen von persönlichen Gefühlen leiten lassen durfte. Er selbst hatte mit dem Glauben zwar nichts am Hut und fühlte sich durch das Pentagramm daher auch nicht in seinen religiösen Gefühlen verletzt; was in Melder jetzt allerdings vorgehen musste, das konnte er erahnen. Es durfte ihn jedoch nicht interessieren, egal wie eng sie befreundet waren.

»Kaum vorstellbar, dass das ausgerechnet uns...«, hatte Melder noch immer sichtlich Mühe, das Geschehene zu begreifen.

»Vielleicht hat uns der Täter etwas hinterlassen«, bemerkte Porter, als er, eingeklemmt zwischen dem seitlich geneigten Kopf der Christusfigur und deren Oberarm, ein mehrfach gefaltetes Stück Papier entdeckte, das er an sich nahm. »Das sieht aus, wie eine Botschaft.«

»Zeig mal her«, näherte sich Melder gespannt, wurde von Porter aber sofort zurückgewiesen, als der Pfarrer reflexartig nach dem Zettel greifen wollte, um diesen entfalten zu können.

»Bitte nicht anfassen, John!«, sagte der Kriminalbeamte nachdrücklich. Und dieses Mal zurecht. Wenn sie Abdrücke fanden, dann hier.

»Verzeihung«, entschuldigte sich Melder. »Ich bin ein wenig...«

»Durcheinander«, ergänzte Porter verständnisvoll den Satz, indem er Melder ins Wort fiel. »Schon in Ordnung. Ich übernehme das.«

Kaum hatte Porter das Papierknäuel vollständig entflochten, blickte dem verdutzten Kriminalbeamten das fröhlich lächelnde Gesicht einer jungen Frau mit langen blonden Haaren entgegen. Sie wirkte wie eine elegant gekleidete, jugendlich frische Studentin, um deren Hals sich ein modischer Seidenschal wand. Die dunkelbraunen Augen verliehen ihrem selbstsicheren Aussehen einen zusätzlich sympathischen Eindruck. Porter hielt das Portrait so, dass auch Melder es im Dunkel des nächtlichen Kirchenschiffs erkennen konnte.

»Hast Du diese Frau schon einmal gesehen?«

»Nein«, zuckte der Pfarrer mit den Schultern. »Noch nie.«

»Seltsam«, drehte Porter das Stück Papier um und stieß auf eine zweizeilige, mit Hand geschriebene Nachricht, die die beiden Männer allerdings kaum noch entziffern konnten. Das Papier war offensichtlich mit Wasser in Berührung gekommen; irgendwann zwischen dem Fertigen der Notiz und dem Hinterlegen im Kreuz der kleinen Kirche. Die Schriftzüge waren dadurch ziemlich verschwommen und kaum noch leserlich.

»Das hier könnte vielleicht Lamm heißen«, versuchte Melder eines der Worte zu entziffern. »Und das daneben... Sieht aus wie... Trauer? Oder Mauer?«

»Wir werden das besser analysieren lassen«, bemühte sich Porter gar nicht erst um die Interpretation eines Textes, den er ohnehin nicht lesen konnte. »Vielleicht ist es möglich, über den Druck des Stifts die originale Botschaft zu rekonstruieren.«

Porter legte das Papier auf den Altar und widmete sich wieder dem Kreuz, das im Zentrum des Pentagramms aus Kerzen stand.

»Was ist das?«, fiel sein Augenmerk nach einer Weile auf eine fast unscheinbare dunkelrot gefärbte Flüssigkeit, die aus den Spitzen der Dornenkrone tropfte. »Sieht aus wie Blut?«

Vorsichtig tastete er mit seiner rechten Hand, die noch immer durch den Latex-Handschuh verhüllt war, nach dem schwerflüssigen Etwas, um mit seinem Zeigefinger einen Tropfen davon aufzunehmen und diesen unter dem Licht der Kerzen betrachten zu können.

»Kein Zweifel«, nickte er schließlich, von Melder angespannt beäugt. »Das ist definitiv Blut.«

»Vielleicht hat sich der Einbrecher verletzt, als er das Kreuz umgedreht hat?«, dachte Melder laut nach. »Es ist ziemlich schwer. Und er stand sicher unter Druck. Da kann so etwas schnell mal passieren.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen«, schien Porter anderer Ansicht zu sein. »Das Kreuz hat keine scharfen Ecken oder Kanten. Vielleicht ein Blutritual? Das kriegen wir sicherlich raus!«

»Das hoffe ich«, seufzte Melder. »Dass das nun ausgerechnet noch in meiner Gemeinde passieren muss. Schrecklich!«

»Vor fehlgeleiteten Idioten ist leider niemand gefeit«, kommentierte Porter nüchtern, während er weiterhin das Kreuz untersuchte, ohne es jedoch selbst zu berühren. »Ob Großstadt oder kleines Dorf. Glaube mir. Es gibt sie überall. Ich spreche da aus Erfahrung...«

»Ich weiß«, pflichtete Melder bei. »Du wirst beinahe täglich mit den Abgründen unserer Gesellschaft konfrontiert. Für mich ist eine solche Sache trotzdem ein Schock.«

»Verständlicherweise«, beruhigte ihn Porter. »Hast Du zufälligerweise Dein Handy dabei?«

»Nein, aber in der Sakristei ist ein Telefon«, sagte Melder. Er selbst hatte vor Antritt seines Amtes darauf bestanden, dass auch die Kirche ans Telefonnetz angeschlossen sein sollte. »Es ist für Notfälle gedacht. Ich wollte nicht noch einmal erleben müssen, dass im Verlauf eines Gottesdienstes ein Gemeindeglied einen Schwächeanfall oder Schlimmeres erleidet und jede Hilfe zu spät kommt. So können wir direkt den Notarzt rufen und verlieren keine Zeit, zumal die Kirche für die meisten ihrer Besucher noch immer ein heiliger Ort ist, den sie gewöhnlich ohne ihre Mobiltelefone betreten.«

»Das hast Du mir zwar noch nie erzählt, aber es hilft uns jetzt«, nickte Porter. »Du rufst bitte meine Kollegen in Bedfordshire an.«

»Mache ich sofort«, versprach der Pfarrer, nachdem er sich die von Porter diktierte, leicht zu merkende Ziffernfolge eingepägt hatte und in die Sakristei verschwunden war.

Porter blieb derweil, sich mit beiden Armen am Altar abstützend und der Christusfigur direkt in deren leblosen Augen schauend, im Kirchenschiff und suchte die unmögliche Kommunikation mit dem einzigen Augenzeugen, dem bedauerlicherweise der Makel anhaftete, seinerseits nicht mit dem Kriminalisten sprechen zu können.

»Wenn Dir das nur möglich wäre«, sagte Porter nachdenklich in seine Gedanken vertieft. »Es würde mich brennend interessieren, was sich hier abgespielt hat, aber leider bist Du nur aus einem Stück Holz geschnitzt, das angemalt und lackiert worden ist. Du wirst es mir nicht verraten können...«

»Was bin ich?«, erkundigte sich Melder, der soeben aus der Sakristei zurückgeeilt war, um Porter auszurichten, dass sich dessen Kollegen sofort auf den Weg machen und schon in wenigen Minuten an der Kirche von Norfield eintreffen wollten.

»Ich habe nicht mit Dir gesprochen«, blickte Porter auf.

»Verstehe«, lächelte Melder. »Du hast zu ihm gesprochen.«

»Es war kein Gebet, wenn Du das meinst«, bemerkte Porter. »Lediglich ein laut formulierter Gedankengang...«

»Du brauchst Dich nicht zu entschuldigen. Ich bin Pfarrer. Das Beten ist mir nicht fremd. Im Gegenteil, ich freue mich, wenn...«, wollte Melder ansetzen, als ihn das Geräusch eines Schlüssels, der in die stählernen Windungen eines Türschlosses gesteckt wurde, jäh unterbrach. Jemand war dabei, das Portal zu öffnen.

»Hast Du noch einen anderen über diese Sache informiert?«, erkundigte sich Porter überrascht. »Erwartest Du jemanden, außer mir und dem Bischof?«

»Auf gar keinen Fall«, widersprach Melder.

»Dann ist es wohl besser, wir fangen ihn ab«, eilte Porter in Richtung der Tür, Melder im Schlepptau. »Das hier muss ja nicht gleich jeder gesehen haben. Das führt sonst nur zu unschönen Konsequenzen, die wir jetzt nicht gebrauchen können.«

Die beiden Männer hatten gerade das nur wenige Meter vom Eingangsbereich des Gotteshauses entfernte Taufbecken erreicht, als sie eine schüchterne weibliche Stimme durch den schmalen Spalt fast ängstlich rufen hörten.

»Hallo? Herr Pfarrer? Sind Sie da?«

»Miss Grom«, erkannte Melder darin seine Mesnerin und öffnete die Tür grade soweit, dass sie zwar ihn gut sehen konnte, nicht aber das Kirchenschiff und schon gar nicht den Altarbereich.

»Mister Melder«, starrte die Mesnerin ihn verwundert an. »Sie sind also wirklich hier drin. Was treiben Sie so spät noch in der Kirche? Und warum haben Sie sich eingeschlossen? Was ist denn los?«

»Kein Grund zur Sorge«, lächelte Porter, ebenfalls darum bemüht, dass die Mesnerin ihr Interesse gar nicht erst in Richtung des Altars lenkte. Er konnte sich lebhaft ausmalen, wie schnell das vermutlich satanisch motivierte Treiben für Gesprächsstoff in der kleinen Gemeinde sorgen würde. Das galt es unter allen Umständen zu verhindern. »Alles ist in bester Ordnung.«

»Mister Porter? Sie sind auch hier?«, wurde die Verwunderung der Mesnerin umso größer, als sie nun auch den Kriminalbeamten vor sich sah. »Wie darf ich das verstehen? Was halten Sie denn hier ab? Ein konspiratives Treffen?«

»Das kann ich Ihnen im Moment nicht sagen. Ich werde Ihnen aber morgen alles erklären«, nahm Melder sie in den Arm, wobei er den Körper der Mesnerin, die in die Kirche zu gelangen versuchte, geschickt wegdrehte. »Wieso sind Sie überhaupt hier?«

»Misses Daiden hat mich vor wenigen Minuten angerufen«, erklärte sie. »Sie sagte, dass ich sofort herkommen und nachsehen soll, ob ich Ihnen helfen kann. Sie wirkte ganz verstört und hat sogar behauptet, dass in die Kirche womöglich eingebrochen worden sei... Stellen Sie sich das mal vor!«

»Sie dürfen nicht alles glauben, was geschwätzt wird«, betonte Porter selbstsicher. »Gerüchte sind der schlimmste Feind der Wahrheit.«

»Da mögen Sie Recht haben«, pflichtete sie ihm bei. »Deshalb habe ich ja auch zuerst bei Ihnen angerufen, Herr Pfarrer. Als Sie aber nicht

ans Telefon gingen, machte ich mir Sorgen und beschloss, nachzusehen, ob auch wirklich alles in Ordnung ist.«

»Das haben Sie ganz richtig gemacht«, lobte Melder das Engagement seiner Mitarbeiterin. Er schien dabei aber seine ungewohnte Nervosität nicht klug genug hinter der Fassade eines in sich ruhenden Mannes verborgen zu haben. Vielleicht war es aber auch nur die sprichwörtlich feine Nase, das untrügliche Gespür eines weiblichen Instinkts, das die Mesnerin plötzlich an der von beiden Männern so ausdrücklich betonten Normalität zweifeln ließ.

»Hier stimmt doch etwas nicht?«, fragte sie argwöhnisch. »Was wollen Sie vor mir verheimlichen?«

»Glauben Sie, Miss Grom. Sie würden es nicht wissen wollen«, hoffte Melder sie unter dem sanften Druck seiner gegen ihren Rücken gepressten rechten Handfläche endgültig wieder nach draußen begleiten zu können, weil er sie schonen wollte. Ihm war klar, dass die bloße Existenz eines geschändeten Kreuzes im allerheiligsten Bereich ihrer Kirche grade für sie eine Katastrophe war, weil seine Mesnerin zu den frömmsten Mitgliedern seiner Gemeinde zählte. Doch weder der Pfarrer, noch Porter, hatten mit der entschiedenen Entschlossenheit einer Frau gerechnet, die sich in einer solch merkwürdigen Situation nicht länger mit leeren Worthülsen abpeisen lassen wollte.

Es gelang der Mesnerin leicht, sich aus Melders sanfter Umarmung zu befreien. Dabei drehte sie sich zwangsläufig dem Altar zu, sodass es auch Porter, der sich bislang schützend zwischen sie und den Tatort gestellt hatte, nicht mehr gelang, mit seinem fülligen Körper genügend Sichtschutz aufzubauen und zu verhindern, dass sie das sah, was ihr beim vorsichtigen Betreten der Kirche noch entgangen war.

»Was in drei Teufels Namen...«, verschlug es ihr beinahe die Sprache, als sie erblickte, was die beiden Männer vor ihr verbergen wollten. Reflexartig suchte sie Halt auf einer der hinteren Holzbänke im Mittelschiff. »Wer hat das getan? Haben Sie damit zu tun?«

»Natürlich nicht!«, entgegnete Porter zuerst erschrocken, hakte die Äußerung der Mesnerin dann aber schnell als unter dem Eindruck eines verständlichen Schocks stehend ab.

»Beruhigen Sie sich«, redete Melder besänftigend auf sie ein. »Es waren tatsächlich Einbrecher in der Kirche. Mister Porter hat bereits seine Kollegen informiert. Sie werden jeden Augenblick eintreffen, um den Tatort zu sichern und nach Spuren abzusuchen.«

»Und das in unserer Kirche«, jammerte sie leise.

»Hören Sie, Miss Grom«, appellierte Porter – trotz des sichtlich angeschlagenen Zustands der Mesnerin – an deren Verantwortungsbewusstsein. »Es ist ganz wichtig, dass Sie vorerst niemandem von dieser Sache erzählen. Haben Sie mich verstanden?«

Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie den Chief Inspector an, blieb ihm zunächst aber eine Antwort schuldig.

»Haben Sie mich verstanden?«, wiederholte Porter daher eindringlich seine Frage. »Sie dürfen niemandem sagen, was Sie hier gesehen haben! Lassen Sie meine Kollegen in Ruhe ihre Arbeit verrichten, sonst wimmelt es hier schneller von Schaulustigen und Journalisten, als uns lieb sein kann.«

»Auf Miss Grom ist absolut Verlass«, übernahm Melder an ihrer Stelle das Wort, solange diese noch damit beschäftigt war, sich ihrer Gedanken wieder klar zu werden. »Wir werden alles tun, um die Ermittlungen nicht zu behindern. Nicht wahr, Miss Grom?«

Weinend und die Hände zum Gebet gefaltet nickte sie, noch immer erschüttert, mit dem Kopf.

»Bitte halten Sie sich daran«, klopfte Porter ihr ermutigend auf die Schulter und wandte sich dann flüsternd dem Pfarrer zu. »Ich will in unser aller Interesse hoffen, dass sie es wirklich tut...«

»Ich werde mich um sie kümmern«, versprach Melder.

5

»Du bist schon munter?«, schenkte Edna Porter ihrem Mann ein liebevolles Lächeln, als dieser am frühen Morgen noch halb schlaftrunken den Weg in die Küche suchte. »Du hast doch heute frei! Warum schläfst Du denn nicht aus?«

»Das Fleisch ist willig, doch der Verstand ist schwach«, murmelte Porter etwas undeutlich vor sich hin, während er sich, seinen Schlafanzug unter einem seidenen Morgenmantel verborgen, an den Esstisch setzte. Edna hatte diesen bereits für ihren gemeinsamen Sohn Jeff gedeckt, der sich soeben im Bad für den schulischen Alltag zu recht machte.

Eine unruhige Nacht lag hinter dem Kriminalbeamten. Immer wieder musste er an die Szenerie denken, die sich ihm in der kleinen Kirche von Norfield geboten hatte. Sein Instinkt ließ ihn vermuten, dass sich hinter diesem sonderbaren Einbruch mehr verbarg, als sie im Moment noch ahnten.

Mit Edna hatte er über den Vorfall nicht mehr sprechen können. Als er am frühen Morgen nach Hause kam, kaum waren die ersten Arbeiten der Spurensicherung endlich erledigt und Melder mit dem Bischof beschäftigt, lag sie bereits im Bett und schlief tief.

»Hast Du einen Kaffee für mich?«, fragte Porter.

»Ich mach' Dir gleich einen, Schatz«, antwortete Edna, die, wie so oft, auch an diesem frühen Morgen wieder so viel Elan versprühte, als wolle sie an nur einem Tag ein Haus bauen, alle Wände tapezieren, die Zimmer einrichten und ganz nebenbei noch den ersten großen Hausputz hinter sich bringen.

»Ich verstehe nicht, wo Du diese Kraft hernimmst«, bemerkte Porter ein wenig eifersüchtig. »Ich hätte gerne etwas davon ab.«

»Du weißt doch«, drückte sie ihm zärtlich einen Kuss auf die Stirn, »das habe ich von meiner Mutter geerbt.«

»Und auch von Deiner Großmutter!«, ergänzte Porter. Dann griff er nach der morgendlichen Ausgabe der lokalen Zeitung, von deren ersten Seite ihn sein eigenes, leicht missmutig dreinschauendes Gesicht grüßte und einen angespannten Chief Inspector bei der Verhaftung eines Serienmörders zeigte.

»Meine Mutter hat schon angerufen«, bemerkte Edna, als sie sah, wie Porter das Zeitungsfoto mit kritischem Blick beäugte. Er konnte sich einfach nicht daran gewöhnen, dass Journalisten derlei Geschichten sensationslüstern ausschlachteteten.

Hätte nicht auch ein einfacher, kurzer Vermerk irgendwo im Bereich der Lokalseiten gereicht; ein dezenter Hinweis, dass die Welt dank der Arbeit der Polizei für die Bürger wieder ein stückweit sicherer geworden war?

Wozu dieser schlagzeilenträchtige Aufmacher mit einem noch dazu viel zu großen Foto?

»Sie lässt Dich schön grüßen«, fuhr Edna fort. »Sie sind alle furchtbar stolz auf Dich!«

»Wenn überhaupt: auf uns. *Wir* haben nur unsere Arbeit getan«, tat es Porter ungerührt ab und legte die Zeitung zur Seite. »Lass uns nicht weiter darüber reden. Die nächsten Tage will ich nichts davon wissen und endlich mal ausspannen. Endlich mal nichts mit Verbrechen zu tun haben müssen!«

»Versprochen!«, lächelte Edna und grinste. »Ich werde mich bemühen, gesetzestreu zu bleiben.«

Ihr Blick fiel auf die oberhalb des Türrahmens befestigte, funkgesteuerte Wanduhr, deren unaufhaltsam voranschreitenden Zeiger sie darauf hinwiesen, dass die Minuten viel zu schnell verstrichen.

»Wo bleibt denn Jeff so lange?«, fragte sie, ohne dass ihre Worte einen konkreten Adressaten gehabt hätten. »Wenn er noch rechtzeitig in die Schule kommen will, muss er sich langsam beeilen. Besser, ich schaue mal nach...«

»Tu das«, gähnte Porter herzhaft, um erneut nach der Zeitung zu greifen, dieses Mal allerdings gleich zu einer der hinteren Seiten, die sich ausschließlich mit lokalen Themen befassten.

Ungläubig staunend blieb seine Aufmerksamkeit nach einer Weile an einer fast unscheinbaren Nachricht hängen. Eine kurze Randnotiz nur, die er beinahe übersehen hätte. Kaum zwanzig Zeilen war diese Nachricht den Redakteuren wert gewesen. Und doch barg sie wahrscheinlich Sprengkraft in sich.

»Das wirklich Wichtige verstecken sie mal wieder«, ärgerte sich Porter. »Sieh mal an. Wellsborough ist also auch dabei«, murmelte er. »Vor zwei Tagen. Sehr seltsam... Würde mich doch glatt interessieren, ob auch dort...«

»Ist was, Schatz?«, erkundigte sich Edna, als sie in die Küche zurückkehrte. »Du hast schon wieder diesen merkwürdigen Blick... Sagtest Du nicht eben noch, dass...«

»Ich weiß, was ich gesagt habe«, ging Porter dazwischen. »Aber das hier könnte wichtig sein. Lies mal.«

Porter wollte die Notiz gerade seiner Frau zeigen, als er von seinem Sohn unterbrochen wurde.

»Hi Dad!«, rief ihm dieser fröhlich zu, als er hastig in die Küche stürmte und nach dem mit Marmelade bestrichenen Vollkornbrot griff, das seine Mutter für ihn vorbereitet hatte. Ohne lange darüber nachzudenken biss er davon ab und spülte es hastig mit einem Schluck Tee hinunter.

»Morgen, mein Sohn!«, grüßte Porter zurück und streichelte Jeff über dessen dunkelblondes Haar.

»Nicht«, wehrte sich Jeff dagegen, wenn auch ohne allzu große Bestimmtheit, wie Jugendliche in seinem Alter es eben zu tun pflegten, wenn sie sich im Zwiespalt zwischen Noch-Kindsein und dennoch schon Erwachsen-Werden-Wollen befanden. »Meine Frisur geht doch kaputt!«

»Bloß nicht!«, lachte Edna. »Noch mal ins Bad geht nicht. Der Schulbus kommt gleich. Du musst Dich sputen.«

»Hast Du Dich wieder in eines Deiner Bücher hineingeträumt und die Zeit vergessen?«, fragte Porter, als er entdeckte, dass Jeff nebst seines Schulranzens auch einen Abenteuerroman für Jugendliche unter seinen Armen hielt.

»Woher weißt Du das schon wieder?«, schaute der Junge seinen Vater mit großen Augen an. »Das kannst Du doch gar nicht wissen! Wer hat Dir das verraten?«

»Ich wäre sicherlich ein schlechter Kriminalist, wenn ich nicht auf sämtliche Kleinigkeiten achten und am Ende meine Schlüsse daraus ziehen würde«, bemerkte Porter.

Das Lächeln eines liebevollen Vaters zierte dabei sein Gesicht.

Er wusste, wie sehr ihn Jeff für seinen Beruf bewunderte. Dass er in der Schule immer wieder damit prahlte, sein Vater sei ein berühmter Chief Inspector, vor dem sich die Bösewichte reihenweise fürchteten, wenn er wagemutig hinter ihnen herjagte und kein Risiko scheute, sie zu fassen. Dass diese Sicht der Dinge nur wenig mit seinem tatsächlichen, oft tristen Büroalltag zu tun hatte, das hatte Porter bislang zu erzählen vermieden. Er wollte seinen Sohn nicht der ihm eigenen Phantasie berauben, die er als für das Leben eines heranwachsenden Jungen doch so wichtig empfand.

»Das stimmt«, beichtete Jeff deshalb nicht ohne Stolz. »Ich war dabei, als es Captain Silverbird mit dem Piraten Blackstone aufnahm. War das eine Seeschlacht, kann ich Dir sagen.«

»Und, wer hat gewonnen?«

»Das fragst Du im Ernst, Daddy? Wir natürlich! Also, ich meine Captain Silverbird und ich. Das war aber trotzdem ganz schön knapp. Blackstone hätte uns fast mit seiner Kanone getroffen.«

»Das wäre wahrscheinlich nicht so toll gewesen, oder?«

»Na klaro. Da wäre Silverbird echt aufgeschmissen gewesen. Aber er ist halt doch ein echter Held, der jeder Gefahr trotzt! So wie Du!«

Jeff hielt einen Moment inne.

»Sag mal, Daddy. Wenn Du an der Stelle von Captain Silverbird gewesen wärst. Hättest Du Angst gehabt?«

»Du kannst Fragen stellen, mein Junge. Ich denke schon. Das ist aber nicht weiter schlimm. Weißt Du: Angst muss nichts Schlechtes sein. Angst ist sogar ein äußerst positiver Reflex, der uns alle davor behütet, in schwierigen Situationen Dummheiten zu begehen. Man muss nur richtig mit ihr umzugehen wissen.«

»Schon möglich, Daddy. Aber Captain Silverbird hatte keine Angst. Du hättest ihn sehen sollen. Wie er sich der Schlacht gestellt hat, das war echt ´ne Wucht. Und weißt Du was, Daddy?«

»Nein, was denn?«

»Ich bin überzeugt, Du hättest das auch getan.«

»Wirklich?«, grinste Porter und verwies Jeff auf dessen ungeduldig mit den Füßen trappelnden Mutter, die ihren Sohn streng anschaute.

»Ich fürchte, Du musst gehen. Die Schule wartet.«

»Darf ich nicht zu Dir kommen? Da könnte ich viel mehr lernen, als bei uns in der Schule.«

»Meinst Du«, amüsierte sich Porter. »Da muss ich Dich leider enttäuschen. Dein alter Vater hat doch heute frei und nichts anderes vor, als den Tag zuhause zu genießen.«

»Schade«, schulterte Jeff enttäuscht seinen Schulranzen.

»Ich mach´ Dir ein Angebot: Vielleicht können wir ja mal was arrangieren, wenn Du Ferien hast, okay?«

»Au ja, versprochen?«

»Versprochen. Aber jetzt beeile Dich. Du musst ja nicht unbedingt der letzte im Bus sein!«

»Mach ich Daddy.«

Jeff zog seine Schuhe und den Mantel an, den seine Mutter ihm bereits über dem Stuhl zurecht gelegt hatte, gab seinen Eltern noch einen Abschiedskuss und verschwand dann hinter der Tür.

»Er ist schon ein lieber Junge«, bemerkte Porter väterlich.

»Leider werden sie in diesem Alter viel zu schnell groß«, seufzte Edna, winkte ihrem Sohn noch einmal nach und wandte sich dann ihrem Mann zu. »Was wolltest Du mir eigentlich vorhin zeigen?«

»Sieh mal hier«, deutete Porter, seine Aufmerksamkeit nun wieder ganz der nur wenige Zeilen umfassenden Pressemitteilung gewidmet, und las die Schlagzeile laut vor.

»Spektakulärer Kircheneinbruch – Täter ist noch immer flüchtig – Polizei tappt im Dunkeln.«

»Sehr schmeichelhaft«, scherzte Edna. »Dann doch lieber ein Titel der Marke: Kriminalbeamter fasst Serienmörder!«

»Darum geht es nicht«, entgegnete Porter. »Kommt Dir das nicht seltsam vor, dass hier in unserer Region in mehrere Kirchen eingebrochen wurde – und das innerhalb nur weniger Tage?«

»Mehrere?«, wunderte sich Edna. »Ernsthaft?«

»Hier berichten sie von Wellsborough. Gestern Abend traf es uns. Und John erzählte mir von mindestens zwei weiteren Einbrüchen, von denen er Kenntnis hat.«

»Vielleicht geht der Einbrecher ja davon aus, dass sich in einer Kirche Wertgegenstände finden lassen, die er zu Geld machen kann? Heutzutage haben die Leute ja vor nichts mehr Respekt...«

»Möglich, aber sicher nicht in diesem Fall...«, vermutete Porter angesichts der Umstände des gestrigen Abends, von denen Edna noch nichts wissen konnte. »Leider steht in dem Artikel nichts über die näheren Umstände des Einbruchs drin. Man müsste vielleicht rauskriegen, ob da nicht auch...«

»John?«, verstand Edna zwar nicht gleich, was er meinte, dafür aber umso mehr, was er vorhatte. Verwirrt und mahnend zugleich blickte sie ihn an. »Ich dachte, Du wolltest endlich einmal abschalten?«

»Das will ich ja auch!«

»Und warum fängst Du dann schon wieder das Kriminalisieren an? Du bist noch nicht mal einen Tag zuhause!«

»Muss wohl in meinen Genen liegen«, witzelte Porter. »Du kannst morgens ja auch nicht im Bett liegen bleiben, wenn ich mal frei habe.«

»Immer eine Erklärung auf Lager, der Herr Chief Inspector«, nahm es Edna seufzend zur Kenntnis. Sie wusste, was dieser Satz für sie bedeutete und dass sie ihren Mann dabei nicht aufhalten konnte. Der gemeinsame Einkaufsbummel an diesem Mittag schien also gestrichen. Böse war sie ihm deswegen allerdings nicht. Schließlich hatte sie ja von Anfang an gewusst, was es hieß, einen geborenen Kriminalisten zu ehelichen. »Dann tu eben, was Du nicht lassen kannst.«

»Am Besten, ich kontaktiere direkt die Kollegen«, dachte Porter laut nach, das Foto der jungen Frau vor Augen, das er an der Christusfigur entdeckt hatte. »Mit ein bisschen Glück wissen die schon etwas mehr als gestern Abend...«

Porter wollte sich schon zum Telefon im Flur bemühen, als der Apparat just in diesem Moment zu klingeln begann.

»Das wird bestimmt John sein!«, rief er seiner Frau noch zu, musste aber schnell erkennen, dass er sich zumindest hinsichtlich der Identität des Anrufers geirrt hatte.

»Chief Inspector Porter?«, meldete sich eine kraftvoll wirkende, junge männliche Stimme zu Wort.

»Am Apparat. Mit wem habe ich es zu tun?«

»Hier spricht Sergeant Riley von der Bedfordshire Police Station. Wir hatten gestern kurz das Vergnügen.«

»Ich erinnere mich«, nickte Porter. »Sie sind der Kollege, der den Einsatz organisiert und sich um die Absperrungen gekümmert hat? Eben musste ich an diese Sache denken. Wissen Sie denn schon Näheres über die Umstände des Einbruchs und der Schändung?«

»Nicht direkt, Sir«, antwortete der Sergeant pflichtbewusst. »Und um die Wahrheit zu sagen: Eigentlich rufe ich Sie aus einem ganz anderen Grund an. Und ich muss mich gleich entschuldigen, dass ich Sie während Ihres wohlverdienten Urlaubs störe, aber die Kollegen haben mir Ihre Privatnummer gegeben, weil ich Sie bitten möchte, diesen Fall zu übernehmen.«

»Ich kann nach unserem Gespräch gestern Abend natürlich sehr gut verstehen, warum Sie das möchten. Sie wissen aber schon, dass Mord mein Ressort ist«, stellte Porter zunächst klar. »Mit Einbrüchen habe ich nichts am Hut, so ungewöhnlich sie sein mögen und so gerne ich diesen Fall aus persönlichem Interesse heraus auch begleite!«

»Das ist mir bewusst. Aber glauben Sie mir: Dieser Fall fällt auf jeden Fall in Ihren Bereich«, betonte Riley. »Könnten Sie gleich zu uns nach Wellsborough kommen?«

»Lesen Sie meine Gedanken?«, horchte Porter auf. »Davon habe ich aus der Zeitung erfahren und wollte Sie ohnehin kontaktieren. Das ist ja ein Zufall! Aber dennoch nicht mein Ressort.«

»Ach so«, stockte Riley. »Sie meinen den Einbruch. Natürlich. Ja, das ist schon merkwürdig, aber das ist wirklich nicht das Thema meines Anrufs. Sir, wir haben eine Tote gefunden. In der Hudson Road.

In Wellsborough. Eine Spaziergängerin hat sie heute Morgen entdeckt, als sie mit ihrem Hund unterwegs war. Sie sollten sich das ansehen. Die Tote hatte keine Papiere bei sich, aber... Wir beide dürften sie trotzdem kennen...«

»Wie meinen Sie das?«

»Wie gesagt: Das sollten Sie sich besser selbst ansehen.«

»Na gut, ich mache mich sofort auf den Weg. Geben Sie mir eine halbe Stunde, dann bin ich da«, versprach Porter, der sich in einem Déjà vue gefangen fühlte. Zuerst Melder, dann Riley. Die Dinge wiederholten sich offenbar.

Kaum hatte er aufgelegt, hörte er seine Frau aus der Küche rufen: »Wer war es denn, Schatz?«

»Ein Kollege!«, antwortete Porter und fügte etwas leiser hinzu: »Ich glaube, mein Urlaub ist soeben verschoben worden.«

6

»Saubere Arbeit, Kollegen! Sehr gut aufbereitet.«

Viel mehr hatte der Chefredakteur der London Post an diesem Morgen nicht zum Aufmacher seiner Zeitung zu sagen. Trotzdem tat das knapp bemessene Lob den verantwortlichen Redakteuren, Charly Bennent und Linda Hamilton, gut.

»Danke«, nahmen die beiden Chefreporter die Anerkennung der Redaktionsleitung gerne entgegen. »Wir tun, was wir können.«

Bis weit in den späten Abend hinein hatten sie noch an dem Artikel über den spektakulären Clayton-Fall gearbeitet, mithilfe von angesehenen Psychologen ein Täterprofil erstellt und die exakten Hintergründe der Verhaftung minutiös recherchiert. Dadurch hob sich die Zeitung an diesem Tag einmal mehr von der Konkurrenz ab. Die aktuelle Ausgabe war bei den Lesern begehrt. Schon am frühen Morgen fragten die ersten Kioskbesitzer beim Vertrieb nach, ob sie weitere Exemplare zum Verkauf bekommen könnten. Traditionell ein gutes Zeichen.

Seit vielen Jahren arbeiteten Bennent und Hamilton schon bei der London Post, die zu den gefragtesten Tageszeitungen in London und der unmittelbaren Umgebung zählte. Sie verstanden sich blind und bildeten somit ein perfektes Team.

Kennengelernt hatten sie sich schon während ihrer Ausbildung, als Leidensgenossen eines vermeintlich ungerechtfertigt strengen Chefs, der nur zu gerne jede noch so geringfügige Kleinigkeit zu einem Drama aufbauschte. Natürlich nur, um allen anderen sagen zu können, wie schwierig und arbeitsintensiv der seriös verstandene Beruf des Redakteurs doch sei. Kein einfacher Bürojob, bei dem es galt, im Rahmen diverser Kaffeekränzchen, wie er die üblichen Konferenzen spöttisch abtat, den ein oder anderen Artikel auf den Weg zu bringen, sondern eine Arbeit, bei der man sich durchbeißen musste und keine Mühen scheuen durfte, auch in den niedersten Niederungen der

Gesellschaft unterwegs zu sein, wenn man dort an exklusive Informationen gelangen konnte. Um mit deren Hilfe Skandale aufzudecken, Täter mit Worten zu jagen und den Lesern den gewissen Nervenkitzel zu geben, nach dem sie verlangten, wenn sie über eine reißerische, gleichwohl fundierte Berichterstattung das Gefühl bekamen, hautnah dabei gewesen zu sein.

Inzwischen war ihr damaliger, bei allen so verhasster Chefredakteur längst in den Ruhestand verabschiedet worden.

Während die beiden Chefreporter damals noch unter seiner harten Hand gelitten hatten, waren sie ihm heute allerdings dankbar dafür. Schließlich hatten sie erst durch ihn all jene Dinge gelernt, die ihnen ihre große Karriere ermöglicht hatte: Die Fähigkeit, auch in schwierigen Situationen nicht aufzugeben, egal, wie aussichtslos diese auch schienen. Und vor allen Dingen: Niemals abwimmeln lassen, immer dran bleiben und sich der eigenen Stärken, vor allem aber auch der eigenen Schwächen bewusst zu sein.

»Ich kann nur sagen: Weiter so«, betonte der Chefredakteur noch einmal, um dann in der gebotenen Kürze die ansonsten noch anstehenden Themen zu behandeln.

Lange hatte die Redaktionskonferenz an diesem Morgen deshalb nicht gedauert. Schon nach wenigen Minuten machten sich alle Redakteure wieder auf den Weg zurück an ihre Schreibtische, um die ersten eingegangenen Meldungen des Tages zu sondieren und die aktuelle Terminlage zu studieren.

Auch Linda und Charly hatten sich, noch mit einigen Glückwünschen der Kollegen versehen, zu ihrem Büro aufgemacht, als sie in einem der unzähligen Flure des verschachtelten Redaktionstrakts von Mary Martin abgefangen wurden. Seit knapp zwei Wochen absolvierte sie ein Praktikum bei der Zeitung. Charly war ihr als persönlicher Ansprechpartner für alle Fragen zugeteilt worden.

Sie hielt einen Umschlag in der Hand, der an Linda Hamilton adressiert war. Persönlich. Eine Adresse des Absenders war darauf allerdings nicht vermerkt.

»Was ist das?«, erkundigte sich die Redakteurin.

»Das wurde vor einigen Minuten von einem Mann am Empfang abgegeben«, zuckte Mary ahnungslos mit den Schultern. »Ich soll es Dir nur weiterleiten. Ist anscheinend wichtig.«

»Tatsächlich?«, wunderte sich Linda, nahm den Umschlag in die Hand, der nicht verschlossen war, und begutachtete ihn. Das Papier fühlte sich edel und teuer an. Ansonsten unterschied er sich allerdings kaum von einem herkömmlichen Briefumschlag.

»Nicht fühlen. Aufmachen und lesen!«, scherzte Charly.

»Was glaubst Du, was ich jetzt gemacht hätte, Du Scherzkeks?«, hielt Linda süffisant dagegen. »Ihn zur Seite gelegt oder gleich in den Papierkorb geworfen?«

»Davon bin ich ausgegangen...«

»Idiot!«

»Seid ihr schon wieder streitlustig?«, beobachtete Mary das ihr bizarr anmutende Verhalten der beiden Reporter.

»Quatsch«, grinste Charly und gab schnell Entwarnung. »Wir sind manchmal wie ein altes Ehepaar. Nur ohne Hochzeit.«

»Was auch nur daran liegt, dass er offensichtlich nicht in der Lage ist, endlich mal einen vernünftigen Heiratsantrag zu formulieren und um meine Hand anzuhalten«, bemerkte Linda spöttelnd.

»Was will ich denn mit Deiner Hand?«, entgegnete Charly schlagfertig. »Wenn schon, hätte ich Dich gerne komplett gehabt.«

»Blödmann!«, winkte Linda ab. »Du bist doch schon längst vergeben. Und wir beide müssen jetzt arbeiten. Keine Zeit für Späßchen!«

»Seid ihr immer so krass drauf?«, schüttelte Mary den Kopf.

»Gewöhn Dich besser dran«, rief Linda der Praktikantin zu, weil sie die Bemerkung noch gehört hatte, obschon sie bereits einige Meter weiter den Flur hinab gelaufen war. »Meistens haben wir uns aber trotzdem lieb...«

»Da hast Du ihr ja ganz schön zugesetzt«, lächelte Charly schließlich, kaum hatten die beiden Reporter ihr Büro betreten und die Tür hinter sich verschlossen. »Ganz verstört hat es uns angeschaut, das junge Ding. Nicht, dass Du ihr den Glauben an die große Liebe genommen hast...«

»Ach Quatsch!«, ignorierte sie die auch dieses Mal noch nicht ernst gemeinte Äußerung, setzte sich an ihren Schreibtisch, öffnete das Kuvert, das ihr die Praktikantin in die Hand gedrückt hatte, und zog ein zweifach gefaltetes DIN-A4-Blatt hervor. Wie der Umschlag mutete auch dieses Blatt besonders edel an, handelte es sich doch um ein festes, schweres Papier, in dessen Mitte ein Wasserzeichen in Form eines stilisierten Drachenkopfes eingelassen war.

»Was ist das denn?«, reagierte die Reporterin verblüfft, als sie die wenigen Zeilen vor sich sah. Eine seltsame Aneinanderreihung von Worten, die auf den ersten Blick nur wenig Sinn ergaben.

»Lies´ doch mal vor!«, wurde Charly ungeduldig. »Ich will auch wissen, wer Dir da schreibt - und vor allem: was...«

»Wer? Keine Ahnung. Was? Hmm... Es ist ein etwas verrückter Vierzeiler«, beschrieb Linda den Text. »Seltsam verschnörkelte Schrift. Ein bisschen altmodisch.«

»Und was steht da?«

»Lies´ besser selbst«, zog sie es vor, ihrem Kollegen das Papier zu reichen. »Ich kann damit nichts anfangen.«

»Meine Güte, Du stellst Dich wieder an«, seufzte Charly. »Wegen der paar Zeilen. Das hättest Du schon noch hinbekommen.«

»Du wirst es gleich verstehen...«, entgegnete Linda und beobachtete ihren Kollegen, wie er ratlos auf das Schreiben starrte. »Und?«

»Was soll das denn sein...«, kommentierte Charly die auf dem Papier notierte, seltsame Botschaft.

*Bekämpfe das Böse im Herzen des Heils.
Es sind die sieben Siegel, die Du brechen musst.
Das Zweite im Fünften des Einen.
Es wird den Weg Dir weisen.*

Das Auge des Glaubens

»Irgendeine Idee?«, fragte Linda.

»Zumindest ist es kreativ«, suchte auch Charly nach einer vernünftigen Erklärung, was genau der anonyme Absender mit diesem Schreiben zu bezwecken gedachte. »Es klingt wie eine Art Rätsel.«

»Mit dem kein Mensch etwas anfangen kann«, bemerkte Linda eher beiläufig und fuhr ihren Computer hoch. »Vielleicht erlaubt sich jemand einen Scherz mit uns.«

»Was also machen wir damit?«, hielt Charly das Dokument hoch und wedelte damit demonstrativ in der Luft. »Abteilung P?«

»Abteilung P«, pflichtete sie mit einem entschiedenen Kopfnicken bei. Abteilung P wie Papierkorb.

»Und schon ist die Angelegenheit erledigt. Wenn das nur immer so einfach wäre«, grinste Charly, während er das Stück Papier wenige Zentimeter über dem schwarzen Eimer aus der Hand gleiten und es, getragen von den leichten Strömungen in der Luft, langsam fallend seinen Platz zwischen all den anderen Schriftstücken suchen ließ, die der Reporter zuvor schon aussortiert hatte.

»Als denn. Was steht heute an?«, erkundigte er sich.

»Ich will es ein bisschen ruhiger angehen lassen«, zog sie einen Stapel Papiere aus einem Ordner. »Durch den Clayton-Fall ist mein Lieblingsthema liegen geblieben. Darum werde ich mich jetzt wieder kümmern.«

»Der Gnadenhof für Tiere?«, vermutete Charly.

»Du sagst es.«

»Eine feine Sache«, bemerkte er gelangweilt, dehnte sich dann und gähnte einmal herzhaft. »Das muss unterstützt werden. Hast Du etwas dagegen, wenn ich das Fenster öffne und frische Luft rein lasse?«

»Wenn ich Dich nicht so gut kennen würde und ganz genau wüsste, dass es gestern Abend ziemlich spät geworden ist«, warf sie ihm einen strafenden Blick zu, »würde ich glatt vermuten, das interessiert Dich nicht die Bohne.«

»Ertappt!«, räumte Charly ein. Anders als Linda war er nicht auf einem Bauernhof aufgewachsen und nicht ständig von Pferden, Kühen, Hühnern, Hund und Schafen umgeben gewesen. Das erklärte si-

cherlich ihre tiefe Liebe zu Tieren, die allerdings noch einen Moment Geduld erforderte, weil Lindas Telefon zu läuten begann.

»Ich hol' uns einen Kaffee, während Du sprichst!«, rief Charly ihr noch zu, bevor sie den Hörer in die Hand nahm und sich meldete.

»London Post. Hamilton hier. Was kann ich für Sie tun?«

»Haben Sie meine Nachricht erhalten?«, schien der Anrufer, dessen Nummer nicht angezeigt wurde und der es zudem vermied, sich vorzustellen, sofort zur Sache kommen zu wollen. Seine Stimme klang dabei eigentümlich verzerrt und unnatürlich, als würde sich die Reporterin mit dem Sprachprogramm eines Computers unterhalten.

»Wer sind Sie?«, fragte Linda deshalb verwundert, aber auch neugierig auf diesen ungewöhnlichen Anrufer, von dem sie noch nicht sicher wusste, ob sie ihn überhaupt ernst nehmen sollte. Womöglich erlaubte sich ein Kollege einen kleinen Scherz, wie es ab und an mal vorkam, speziell dann, wenn der Chefredakteur während einer Konferenz zu viel Lob über einen ausgeschüttet hatte.

»Wer ich bin, tut im Moment nichts zur Sache«, verweigerte ihr Gesprächspartner erneut die Identifikation. »Wichtiger ist, ob Sie meine Nachricht erhalten und verstanden haben.«

Die Reporterin wollte noch einmal nachhaken, was genau ihr Gegenüber meinte, als ihr schlagartig dämmerte, wer da am anderen Ende der Leitung war und worauf er abzielte.

»Sie haben mir den anonymen Brief geschickt?«

»Sie haben ihn also erhalten?«

»Das habe ich.«

»Gelesen?«

»Ja, auch das«, bestätigte Linda, während sie sich, den Hörer an ihr linkes Ohr gepresst, etwas umständlich zum Papierkorb lehnte, um das Schreiben mit den seltsamen Zeilen daraus hervorzuholen. Kein einfaches Unterfangen. In der Redaktion verfügten sie nämlich über keine Funktelefone. Sie musste also aufpassen, dass das Kabel nicht versehentlich einen Teil ihres sich über den gesamten Schreibtisch erstreckenden Papierbergs zu Boden riss. »Aber nehmen Sie es mir nicht übel: Einen Sinn konnte ich darin leider nicht erkennen. Inso-

fern sei mir die Frage erlaubt: Was wollten Sie denn mit diesen merkwürdigen Zeilen bezwecken?«

»Es ist ein Spiel«, hielt sich der Anrufer kurz.

»Ein Spiel?«, wiederholte die Reporterin ungläubig. »Was für ein Spiel soll das denn sein?«

»Ein Spiel auf Leben und Tod.«

»Sie wollen mich wohl auf den Arm nehmen?«, schmunzelte Linda. Zu verrückt klang das. Und unreal. Kein Zweifel, dass man sich, mal wieder, einen Spaß mit ihr erlaubte. Wahrscheinlich hing sogar Charly mit drin. Es war ja sicher kein Zufall, dass er ausgerechnet jetzt zum Kaffeeautomaten wollte. Sicher saß er in einem Büro nebenan und schlug sich vor Lachen auf die Schenkel. »Kommt, Jungs, lasst mal stecken. Ich hab´ Euch eh durchschaut. Ihr seid schon echte Komiker da drüben. Vor allem Du, Charly...«

»Ich sehe, Sie nehmen die Sache nicht wirklich ernst«, schien ihr Gesprächspartner darüber allerdings nicht erfreut. Sein Tonfall wurde schärfer und nachdrücklicher. »Das ist ein Fehler. Was ich sage, meine ich wörtlich. Es geht um Leben und Tod. Wenn Sie das nicht verstehen können, ist es vielleicht hilfreich, wenn ich Ihnen einen eindeutigen Beweis dafür liefere, bevor es zu spät ist.«

Dieses Versprechen zeigte Wirkung.

»Warten Sie mal! Legen Sie doch nicht gleich auf!«, war Linda nun plötzlich ganz Ohr. Ihre Stirn legte sich nachdenklich in Falten, als sie verstand, dass der Anrufer es tatsächlich ernst meinte. »Was erwarten Sie von mir? Was soll ich tun?«

»Lösen Sie das Rätsel!«, sagte die Stimme, die mit zunehmender Gesprächsdauer immer bedrohlicher wirkte.

»Warum ausgerechnet ich?«, wollte Linda wissen.

»Weil Sie in ganz London vermutlich die einzige sind, die über genügend Intelligenz verfügt. Also nehmen Sie es nicht auf die leichte Schulter! Sie würden es ganz sicher bereuen!«

»Die Botschaft ist angekommen«, versicherte Linda. »Trotzdem habe ich eine Bedingung: Sie müssen mir sagen, was ich tun soll. Wie ich das Rätsel lösen soll. Sonst wird das nichts!«

»Achten Sie auf die Nachricht, die Sie heute noch erhalten werden. Dann denken Sie genau nach, was es mit dem Bösen im Herzen des Heils auf sich haben könnte. Und vergessen Sie eines nie: Das Auge des Glaubens wacht über Sie und wird jeden Ihrer Schritte verfolgen. Ein Fehler und es ist vorbei.«

Mehr hatte ihr der unbekannte Anrufer offenbar nicht mitzuteilen. Eine weitere Nachfrage unterband er, indem er einfach auflegte.

Begleitet nur von einem streng monoton wiederkehrenden Signalton aus dem Hörer blieb Linda einen Moment gedankenverloren sitzen und starrte in Richtung der gegenüberliegenden Wand, ohne jedoch ein konkretes Ziel zu fixieren.

»Was ist denn hier passiert?«, schien Charly irritiert, als er wenige Augenblicke später, zwei Tassen Kaffee in seinen Händen, das Büro betrat. »Du siehst aus, als hättest Du einen Geist gesehen.«

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte Linda ungewöhnlich leise, während ihre Blicke weiterhin ins Leere gingen. »Vielleicht habe ich das ja tatsächlich getan...«

Es gab nur eine einzige Zufahrt in die Hudson Road.

Mitarbeiter der Polizei hatten diese mit einem Absperrband gesichert und eine Handvoll streng dreinschauender, muskelbepackter Sicherheitskräfte in dunkelblauer Uniform davor postiert. Sie sollten darüber wachen, dass kein unbefugter Schaulustiger die Arbeiten der Spurensicherung störte.

Auch Porter musste diese Sperre passieren, was ihm mithilfe seines Ausweises natürlich leicht gelang. Trotzdem beschlich ihn ein unangenehmes Gefühl, als er in die Hudson Road einfuhr. Nicht alleine, dass sie – von den wenigen Polizeibeamten abgesehen, die einige Meter entfernt eifrig ihren Dienst verrichteten – gänzlich verlassen und ausgestorben wirkte. Er fühlte sich insbesondere von der dunklen Umgebung abgeschreckt.

Einige der mehrere Stockwerke hohen Gebäude, die sich ohne jedwede Distanz nahtlos aneinander reihten, waren sichtlich heruntergekommen und schienen seit Jahren auf die dringend notwendigen Renovierungen zu warten. Müllsäcke verteilten sich überall; von ihren unbekanntenen Vorbesitzern ebenso wahl-, wie achtlos auf die Straße geworfen. Kein Ort, an dem man sich wohl fühlte. Selbst die Sonne hätte sich diesen Anblick nicht antun wollen, wäre sie nicht ohnehin durch das undurchdringliche Mauerwerk daran gehindert worden, in diesen engen Straßenzug hinein zu blicken.

Porter stellte seinen Dienstwagen vor einem Haus ab, in dessen Nähe er seinen Kollegen Riley ausgemacht hatte. Dieser war mit einem anderen Mann, dessen Aussagen er gewissenhaft notierte, so sehr ins Gespräch vertieft, dass er die Ankunft des von ihm bereits so dringend erwarteten Kriminalbeamten zunächst nicht bemerkt hatte, gleichwohl das durchdringende Motorengeräusch von Porters Auto kaum zu überhören gewesen war.

»Trostlos hier«, kommentierte Porter trocken, als er sich Riley bis auf wenige Meter genähert hatte. »Hätte nicht gedacht, dass es in unserem Land noch solche Gegenden gibt.«

»Umso schöner, dass Sie hier sind«, hob Riley bei diesen Worten den Kopf. »Sie werden es nicht für möglich halten, aber früher war das mal eine angesehene Wohngegend. Keine zwanzig Jahre her.«

»Was ist passiert?«

»Irgendwann zogen die ersten Leute von hier weg in die Stadt, weil sie auf dem Land keine Arbeit mehr fanden. Viele Häuser blieben leer. Kaum jemand hat sich um sie gekümmert.«

»Man sollte sie mal sanieren«, kratzte sich Porter an der Stirn.

»Keiner will hier investieren. Ich glaube, die Gemeindeverwaltung wartet nur noch ab, bis nichts mehr zu machen ist, sie die Gebäude abreißen und diese Gegend neu aufbauen kann.«

»Potential wäre ja da«, bemerkte Porter. »Da hinten hab ich einen herrlichen Park gesehen – direkt am Fluss. Hätte nicht gedacht, dass gleich daneben ein solcher Schandfleck existiert.«

»Das geht allen Fremden so, die sich hierher verirren. Lassen Sie uns aber bitte zum Fundort der Leiche gehen«, schien Riley sich nicht weiter mit diesem Thema befassen zu wollen.

»Sie sagen: Fundort?«, wunderte sich Porter. »Nicht: Tatort?«

»Fundort. Wir sind uns sicher: Das Opfer war schon lange tot, als es hierher gebracht wurde. Offensichtlich ging es nur noch darum, es auf eine etwas merkwürdige Art und Weise, wie soll ich sagen, zu entsorgen.«

»Dafür haben die Täter die richtige Umgebung gewählt«, wollte Porter einen letzten Seitenhieb nicht unterlassen. »Hierher wird sich vermutlich so schnell niemand verirren.«

»Wohl war«, schritt Riley, Porter unmittelbar hinter sich wissend, in Richtung eines abgelegenen Hinterhofs. »Wir hatten Glück. Wäre der Hund unserer Zeugin nicht entwischt, wer weiß, wann wir die Leiche gefunden hätten...«

»Is' wohl so«, murmelte Porter kaum verständlich vor sich hin, während er sich im Hinterhof umschaute.

Zu seiner Überraschung gab dieser ein noch viel erbärmlicheres Bild ab, als es die Straße selbst schon tat. Die Holzterappe, die zum ersten Stock des Gebäudes hinaufführte, war morsch, einzelne Balken bereits durchgebrochen. Fenster waren mit Holzbrettern verriegelt. An einigen Stellen des gepflasterten Bodens bahnten sich verschiedene Gräser den Weg ans Tageslicht.

Überall lagen in unzählige Teile zerbrochene Ziegel, die vom Dach herabgestürzt waren und dort oben eine deutlich sichtbare Lücke hinterlassen hatten.

»Die ursprünglichen Besitzer sind vor einigen Jahren weggezogen«, klärte Riley seinen Kollegen auf, dessen halb entsetzt, halb staunend die Szenerie beobachtendes Gesicht Bände sprach. »Es gab keine Interessenten, die dieses Gebäude haben wollten. Nun gehört es der Gemeinde und verwahrlost, wie all die anderen...«

»Ich sage besser nichts dazu«, schüttelte Porter verständnislos den Kopf. »Wo genau ist denn jetzt die Leiche?«

»Hier hinten«, deutete Riley auf eine mit Bändern abgesicherte Stelle unterhalb der maroden Treppe. »Seien Sie vorsichtig. Ein Kollege wäre fast von einem abgebrochenen Holzstück getroffen worden.«

»Keine Sorge. Ich passe schon auf«, sagte Porter und näherte sich langsam der Stelle, an der die Tote gefunden worden war. Sie unterschied sich zu seiner großen Verwunderung von all den anderen Schauplätzen eines Verbrechens, die er während seiner Dienstzeit jemals gesehen hatte.

Hätte er eigentlich davon ausgehen können, dass der Täter die Tote dort lieblos entsorgt hatte, bot sich ihm stattdessen das Bild eines fein säuberlich aufgebahrten Leichnams. In ein trotz seiner schmutzigen Umgebung noch recht sauberes, langes weißes Gewand gekleidet, lag dort eine junge Frau von höchstens 25 Jahren auf einem weichen Untergrund aus rotem, samtartigen Stoff. Ihre langen blonden Haare waren sorgsam zur Seite gekämmt. Die Hände waren auf Höhe des Brustkorbs verschränkt. Fast erweckte es den Eindruck, als treffe Porter auf ein Mädchen, das sich einfach nur der süßen Verlockung des Schlafes hingeeben hatte.

»Bizarr«, charakterisierte er die sich ihm bietende Szenerie zunächst nüchtern. Als er jedoch in das blass gewordene Gesicht der jungen Frau blickte, erschrak er und hatte Mühe, ein lautes Fluchen zu unterdrücken. Jetzt verstand er, weshalb Riley ausgerechnet ihn gerufen hatte und nicht etwa einen seiner Kollegen. Weil dieser Fall sie beide schon verbunden hatte, noch ehe sie davon wussten.

»Das ist sehr wahrscheinlich die Frau auf dem Foto«, sprach Riley aus, was auch Porter sofort erkannt hatte. »Es war mir deshalb wichtig, dass Sie sich selbst einen Eindruck davon verschaffen, auch wenn das bedeutet, dass ich Sie leider in Ihrem wohlverdienten Urlaub stören musste.«

»Sie haben auf jeden Fall das Richtige getan«, nickte Porter. »Wissen wir schon, wer die Tote ist?«

»Sie hatte keinen Ausweis oder sonstige Papiere bei sich, mit deren Hilfe wir sie hätten identifizieren können.«

»Gab es zuletzt eine Vermisstenmeldung?«

»Bei uns ist jedenfalls keine eingegangen«, verneinte Riley. »Wir lassen aber bereits überprüfen, ob wir in anderen Revieren die Beschreibung einer Frau finden, die auf das Opfer passt.«

»Todesursache?«

»Vermutlich ein Stich ins Herz«, zuckte Riley mit den Schultern. »Auf den ersten Blick ist es schwer zu sagen. Es gibt keine Kampfspuren. Entweder sie wurde überrascht und es ging alles ganz schnell, oder... Sie stand unter Drogen und hat nichts mitbekommen.«

»Wenn ich sie da so liegen sehe, dann wünsche ich ihr letzteres«, sagte Porter und kniete sich zu ihr nieder. Dabei fiel ihm eine kleine Narbe auf, direkt oberhalb der Lippen. Er rief einen der Gerichtsmediziner zu sich.

»Sehen Sie mal hier, Doc«, fragte er. »Ungewöhnlich grade... Hat das etwas zu bedeuten?«

»Lassen Sie mal sehen!«

Vorsichtig dehnte der Mediziner die Haut rechts der Nase leicht, wobei er mit einer kleinen Lampe direkt auf eine winzige Vertiefung leuchtete, die mit bloßem Auge kaum zu erkennen war.

»Das sieht mir stark nach einer Narbe aus, wie sie, sagen wir, von der Entfernung eines Muttermals herrührt«, resümierte er nach einer Weile. »Ich müsste es aber genauer untersuchen.«

»Tun Sie das«, bat Porter und wandte sich Riley zu. »Und wir beide sollten herausfinden, wo die Frau tatsächlich ermordet worden ist - und: welchen Zusammenhang es zwischen dieser Toten, dem Fundort und dem Foto in der Kirche gibt. Vielleicht beginnen wir unsere Suche also dort.«

»Sie sollten zuvor noch etwas wissen«, hielt Riley ihn zurück. »Norfield ist nicht der einzige Fall eines Kircheneinbruchs.«

»Darüber bin ich im Bilde«, lächelte Porter. »Aber nur dort haben wir das Foto gefunden. Und das hat etwas zu bedeuten.«

»Ich fürchte, nicht nur dort«, korrigierte Riley. »Auch hier in Wellsborough stießen wir auf ein solches Foto.«

»Warum haben Sie mir das denn nicht gestern schon gesagt?«, war Porter überrascht und auch ein wenig verärgert zugleich, dass ihm diese Information vorenthalten worden war.

»Nun, Sir, ich wusste nicht, dass es von Bedeutung ist«, rechtfertigte sich Riley. »Jedenfalls nicht bis heute Morgen...«

»Na gut, das kann man ja auch nicht ahnen«, lenkte Porter schnell ein und dachte an die anderen Einbruchsfälle, von denen Melder ihm erzählt hatte. »Vielleicht sind wir ja alle zu schnell von einer reinen Schändung ausgegangen. Möglicherweise steckt weit mehr dahinter. Ich muss wissen, in welche Kirchen zuletzt noch eingebrochen wurde und ob wir dort ebenfalls auf dieses Foto stießen. Dann hätten wir tatsächlich einen Anfang...«

»Ich werde mich direkt darum kümmern«, versicherte Riley.

»Sehr gut!«, lobte Porter ihn. »Und versuchen Sie bitte, herauszukriegen, wer die Tote ist.«

»Das habe ich schon in die Wege geleitet. Wir haben eine entsprechende Meldung an die lokalen Medien verschickt.«

»Was haben Sie?«, stöhnte Porter, vor dessen geistigen Auge sich bei diesen Worten bereits das Bild jener hungrigen Journalistenmeute manifestierte, die er gerade erst abgehängt zu haben glaubte. »Ist Ih-

nen denn nicht klar, was jetzt passiert? Eine attraktive junge Tote. Ein gefundenes Fressen für diese Leute. Wie sollen wir denn jetzt noch in Ruhe ermitteln können...«

»Machen Sie sich keine Sorgen!«, entgegnete Riley von der Reaktion des Chief Inspectors überrascht. Ihm war nicht bewusst, dass die Kollegen im Yard in solchen Fällen scheinbar ganz anders handelten, als sie hier draußen auf dem Land es taten. »Wir haben keine ermittlungstaktischen Details weitergegeben. Nicht den Fundort und auch keinen Hinweis auf die Kirchen.«

»Na wenigstens etwas«, seufzte Porter. »Dann tun Sie mir wenigstens einen Gefallen, kümmern sich um diese Leute und halten sie mir vom Leib. Ich muss in Ruhe nachdenken. Sie erreichen mich im Yard.«

Mit diesen Worten wollte sich Porter bereits verabschieden, als er vom Gerichtsmediziner noch einmal zu dem Leichnam gerufen wurde, kaum hatte dieser mit ein wenig Mühe die gefalteten Arme der Toten von dem Stoff getrennt und den Brustbereich freigelegt, um alles für den Abtransport vorzubereiten.

»Was ist denn noch?«, erkundigte sich Porter.

»Sehen Sie hier: Der Toten ist der Ringfinger abgetrennt worden«, sagte der Mediziner mit einer geradezu analytischen Nüchternheit in der Stimme, als würde er lediglich über steigende und fallende Börsenkurse referieren.

»Können Sie das wiederholen?«, fragte Porter, um sicher zu gehen, dass er sich nicht verhöhrt hatte.

»Der Ringfinger fehlt. Übrigens: Keine sehr fachmännisch ausgeführte Arbeit«, fuhr der Mediziner fort. »Dennoch faszinierend.«

»Warum sollte ihr denn jemand einen Finger abtrennen?«, suchte Riley nach den richtigen Worten. Für jeden ersichtlich war er mit einer derartigen Situation in seinem Berufsleben noch nie konfrontiert gewesen. Ganz im Gegensatz zu seinen Kollegen. Porter nahm diese Information deshalb ähnlich sachlich auf, wie der Gerichtsmediziner sie zuvor vorgetragen hatte.

»Wann ist das passiert?«, fragte er nur. »Bevor sie starb? Oder danach? Können Sie das schon feststellen?«

»Hier handelt es sich eindeutig um eine postmortale Verletzung«, vermutete der Mediziner. »Genaueres kann ich Ihnen natürlich erst nach der Obduktion sagen...«

»Wie üblich«, nahm Porter das Unvermeidliche zur Kenntnis. »Bis wann kann ich damit rechnen?«

»So schnell als möglich. Aber bis gestern werde ich es sicher nicht mehr schaffen.«

»Sehr scharfsinnig, Doc!«, lachte Porter. Er mochte diese Art von trockenem Humor, auch wenn sie andere an einem solchen Schauplatz vielleicht für unangebracht gehalten hätten. Ihm war sie ein brauchbares Ventil, mit den eigenen Emotionen besser umgehen zu können und sich so nicht seiner analytischen Umsicht zu berauben, die er zur Aufklärung dieser Fälle dringend benötigte.

»Das ist nichts. Das hier kann auch weg. Braucht kein Mensch. Uninteressant. Oh Gott. Bloß nicht. Was soll das denn sein? Ne, danke...«

Nur die im gleichförmigem Rhythmus wiederkehrenden Mausclicks durchbrachen die einsame Monotonie von Charlys gelangweiltem Selbstgespräch.

Seinen Kopf hielt er mit dem linken Arm auf dem Schreibtisch abgestützt, während er eine Liste mit Pressemitteilungen durchging, die im Laufe der letzten beiden Stunden in der Redaktion eingegangen waren. Natürlich immer auf der Suche nach der einen Nachricht, auf die er wartete, auf die sie beide warteten, während sich Linda allerdings längst wieder dem Alltag, also den Tieren des Gnadenhofs gewidmet und den anonymen Anrufer darüber fast vergessen hatte - inklusive dessen Ankündigung, zeitnah Beweise für seine Glaubwürdigkeit und Entschlossenheit in diesem vermeintlichen Spiel auf Leben und Tod liefern zu wollen.

»Entweder ich habe etwas übersehen oder an der ganzen Sache ist wirklich nichts dran«, beschloss Charly schließlich, die unproduktive Art des Zeittotschlagens zu beenden. »Keine Meldung dabei, die auch nur ansatzweise interessant wäre. Nur Verkehrsunfälle, eine Schlägerei nach durchzechter Nacht, ein Handtaschendiebstahl, und so weiter und so fort. Business just as usual, könnte man sagen.«

»Dann wird wohl auch nichts mehr kommen«, vermutete Linda, die soeben eine Auswahl an Tierbildern sortierte. Ein Fotograf der Zeitung hatte sie in ihrem Auftrag geknipst und vor wenigen Minuten persönlich in ihrem Büro vorbeigebracht. Herrliche Aufnahmen eines idyllisch gelegenen Gnadenhofs mit Pferden, die auf den Fotografien fast schon menschliche Züge trugen, wenn sie mal traurig, mal erleichtert in das Objektiv der Kamera schauten.

»Du meinst, es war doch nur ein dummer Scherz?«

»Ich sag´ mal so: Du solltest besser ein anderes Thema...«

»Du hast gut reden«, stöhnte Charly. »Es läuft einem ja nicht jeden Tag so ein spannender Clayton-Fall über den Weg.«

»Meine Güte. Dann schau halt in die Agenturen rein. Vielleicht wirst Du dort fündig«, schlug Linda vor, als ihr Telefon klingelte und sie nach dem Hörer griff. »Das ist bestimmt Pete. Der will wissen, ob ich seine Aufnahmen mag.«

»Mach nur«, sagte Charly, ganz auf die Agenturmeldungen fixiert. So sehr, dass er nicht bemerkte, wie seine sonst so gesprächige Kollegin mehr und mehr in die Rolle einer ZuhörerIn verfiel, die das Gesagte nur hin und wieder mit einer knappen Rückfrage begleitete, sich ansonsten vor allem aber darauf konzentrierte, etwas auf ein Blatt Papier zu notieren, das unmittelbar vor ihr lag.

Charly beachtete all das auch deshalb nicht weiter, weil er selbst nun doch noch eine Meldung entdeckt hatte, die vielversprechend klang und es sicher wert war, näher recherchiert zu werden.

Es handelte sich um eine Nachricht des Polizeireviers aus Bedfordshire, der das Portrait einer bildhübschen jungen Dame mit langen blonden Haaren beigefügt war. Offenbar eine anonyme Tote - ohne Hinweis auf die Umstände ihres Ablebens. Stattdessen nur die Bitte um Hilfe bei der Klärung ihrer Identität. Rückfragen waren dennoch unerwünscht, Kontaktpersonen nicht genannt.

Das war ungewöhnlich und machte ihn stutzig.

Ob der anonyme Anrufer damit zu tun hatte? Das Böse im Herzen des Heils als Synonym für einen brutalen Mord? Es lag sicherlich nahe, aber war es auch wahrscheinlich?

»Wenn Du noch ein Thema suchst, es hat Dich soeben gefunden!«, rief ihm Linda, von seinen Gedankengängen nichts ahnend, zu, als sie ihr Telefonat beendet hatte. »Ich hab´ da grade ´was erfahren, das wirst Du nicht für möglich halten!«

Charly jedoch war weit davon entfernt, auf ihre Euphorie eingehen zu wollen. »Einen Moment!«, hielt er sie davon ab, ihre Neuigkeiten sofort mit ihm zu teilen. »Ich muss mich erst um eine andere Sache kümmern. Eine Tote. Ging in dieser Sekunde über den Ticker.«

»Eine Tote?«, horchte zwar nun auch Linda auf, zweifelte angesichts ihrer neuen Erkenntnisse allerdings: »Das würde zwar passen, hat vermutlich aber nichts mit unserem Auge des Glaubens zu tun!«

»Das würde ich nicht so laut sagen«, entgegnete Charly. »Ich frag' da gleich mal nach. Klingt nämlich etwas seltsam. Sie suchen nach einer jungen Frau, Mitte 20, aus der Gegend von Cambridge. Keine Angabe zu ihrem Namen, zu ihren Hobbys, zur familiären Situation, was sie gemacht hat, woher sie stammt. Ziemlich ungewöhnlich bei einer so attraktiven Person...«

»Ja, das ist in der Tat merkwürdig«, pflichtete sie ihm bei. »Und noch dazu ein kleines Problem, denn damit hätten wir nun tatsächlich zwei gute Ansatzpunkte.«

»Wieso zwei?«, wurde Charly neugierig. »Hat er wieder angerufen?«

»Nein, aber pass auf! Ich hätte da eine Sache, die Du für mich gegenrecherchieren kannst«, griff sie nach dem Zettel mit den Notizen, die sie während des Telefonats gefertigt hatte. »Es hat sich eine ältere Dame gemeldet. Sie schien ernstlich aufgeregt. Sie rief mich an - aus... warte mal... Ich kann meine eigene Schrift nicht mehr lesen... Norfield muss das wohl heißen. Sie sagte: Ein kleine Gemeinde, etwa 40 Meilen nördlich von London. Hinten in den Downhairy Hills. Und sie berichtete mir etwas von einem Kircheneinbruch, der die ganze Gemeinde auf Trab hält.«

»Ein Kircheneinbruch?«, glaubte Charly, sich verhöhrt zu haben. Das konnte seine Kollegin nicht ernst meinen. »Du denkst tatsächlich, Dein Kircheneinbruch ist besser, als meine Tote?«

»Wenn Du mich mal zu Ende sprechen lassen würdest«, seufzte Linda, »hättest Du längst begriffen, weshalb dem wahrscheinlich so ist. Also: In dem Dorf gehen Gerüchte um dunkle Machenschaften des Teufels um. Angeblich darf niemand mehr in die Kirche und alle Messen sind bis auf Weiteres abgesagt. Ist das nicht mysteriös?«

»Schon...«, räumte er ein. »Aber... das Spiel! Wenn die Tote also tatsächlich mit unserem Aug...«

»Denk' nicht weiter darüber nach«, ging dieses Mal sie forsch dazwischen, weil sie ausschließen wollte, dass sich die Vermutung ih-

res Kollegen erhärten würde. Einerseits, weil man die Polizei in dem, was sie nach außen gab, wohl kaum manipulieren konnte, auch dann nicht, wenn man sich Auge des Glaubens nannte. Andererseits aber, und dies schien ihr wesentlich bedeutender, weil sie sich durch diese, ihr noch dazu persönlich zugetragene Geschichte, an diesen zentralen Hinweis in dem anonymen Schreiben erinnert fühlte.

Das Böse im Herzen des Heils.

Das waren seine Worte gewesen. Und wie sonst ließe sich die ihr geschilderte Situation in Norfield besser umschreiben, als mit eben diesen Worten?

»Ich bin sicher, Du liegst falsch«, wurde sie deshalb ernst. »Je mehr ich über diese Sache nachdenke, desto überzeugter bin ich davon. Besser, wir beide fahren da sofort hin. Der Gnadenhof kann ja noch einen Moment warten.«

»Schwachsinn, so kurz vor dem Ziel«, hatte Charly eine andere Idee. »Du brauchst doch höchstens noch ´ne halbe Stunde, dann bist Du fertig. Nutze die Zeit. Ich fasse inzwischen in Bedfordshire nach. Und dann sehen wir weiter.«

»Einverstanden«, nickte Linda und begann damit, die Arbeiten an ihrem Bericht abzuschließen. Sie fügte ihn in das vorgesehene Layout ein, wählte einen passenden Bildausschnitt und studierte sorgsam noch einmal jede Zeile, bevor sie den Text endgültig fürs Lektorat freigab, die letzte Korrekturinstanz zwischen ihnen als Redaktion und den späteren Lesern der gedruckten Ausgabe. Glücklicherweise war diese Position bei der London Post noch nicht dem Rotstift zum Opfer gefallen. Anders, als bei vielen konkurrierenden Verlagen, die an allen Ecken und Enden sparen wollten, indem sie eben auch von ihren Reportern verlangten, ohne Vier-Augen-Prinzip einen fehlerfreien Text abzuliefern.

Dafür hätte Linda ihre Hand momentan nicht ins Feuer legen wollen. Immer wieder ließ sie sich ablenken, versuchte über das Internet möglichst viele Informationen über dieses Dorf Norfield zu erlangen, von dem sie noch nie gehört hatte. Dabei schien sich auch zu bestätigen, was man ihr gesagt hatte: Nicht alleine, dass derzeit keine Got-

tesdienste mehr stattfanden. Die Kirche durfte auf polizeiliche Anordnung hin auch nicht mehr betreten werden. Und das machte die Angelegenheit natürlich noch verdächtiger.

Hätten sie es tatsächlich nur mit einem einfachen Einbruch zu tun, warum war das Gotteshaus dann nicht längst wieder geöffnet worden? Überhaupt: Warum mussten alle Messen abgesagt werden? Und das auf unbestimmte Zeit?

Charly wurde währenddessen von einer Warteschleife in die nächste geschickt. Niemand fühlte sich verpflichtet, mit ihm über die Meldung zu sprechen, was er als klares Indiz für die Richtigkeit seiner Vermutung wertete. Wen immer er am Hörer hatte, von der Pressestelle über die diensthabenden Beamten bis zur Dienststellenleitung: keiner konnte - oder besser gesagt: wollte - ihm etwas sagen, was nicht schon in jener Mitteilung enthalten war. Aus ermittlungstaktischen Gründen, hieß es.

So etwas hatte er in dieser Entschiedenheit noch nie erlebt.

»Und? Was ist?«, erkundigte sich Linda ungeduldig, kaum hatte Charly seinen letzten Versuch beendet, wiederum ergebnislos. »Bist Du schlauer geworden? Kommst Du jetzt mit?«

»Nach Bedfordshire? Gerne!«

»Du bist einfach ein hoffnungsloser Fall«, seufzte Linda und fasste einen Entschluss, auch weil sie ihren Kollegen gut genug kannte, zu wissen, dass er sich - so schüchtern und zurückhaltend er sonst auch war - so lange in diese Mord-Sache verbeißen würde, bis er eine ihn zufriedenstellende Antwort bekommen hatte. Eine Charaktereigenschaft, die ihnen beiden gemein war, jedem auf seine Weise.

»Dann hältst Du hier die Stellung, ich komme heute Nacht mit einer Top-Story zurück und Du, mein lieber Charles, ärgerst Dich grün und blau, in diesem Fall nicht auf mich gehört und deshalb aufs falsche Pferd gesetzt zu haben.«

Wehmütig starrte Porter durch die dicken Glasscheiben auf das an sich zwar reichhaltige Essensangebot in der Kantine des Yard, das letztlich aber keinem Vergleich mit den Kochkünsten seiner Frau standhalten konnte.

So sehr er sich seinem Beruf auch verpflichtet sah – ein guter und überzeugter Kriminalist durfte schließlich keine freie Minute kennen, wenn irgendwo das Verbrechen rief – so sehr sehnte er sich in diesem Moment nach dem saftigen Sunday Roast, das Edna zubereitet hatte, als er sie aus dem Auto anrief. Als er sie darüber informieren musste, dass ihn sein Weg aus Wellsborough nicht etwas zurück zu ihr nach Hause, sondern direkt ins Büro führte, weil die Umstände dies unbedingt erforderten. Edna hatte dies sofort akzeptiert; zwar mit Bedauern, aber dennoch verständnisvoll. Wie immer eben.

»Ich nehme ein paar Scones«, verlangte Porter nach einem Gebäck, das er auf Kosten seines zunehmenden Gewichts leider viel zu gerne aß, »und geben Sie ein wenig Backpflaumen-Kompott dazu.«

»Das mache ich doch gerne für Sie«, nickte die Dame hinter dem Tresen, holte einen Teller und bereitete Porters Bestellung, dessen Wünschen entsprechend, auf.

»Porter?«, hörte der Kriminalbeamte dabei die verwunderte Stimme eines ihm gut bekannten und geschätzten Kollegen: Commander Patrick Newman, der seinerseits ein Tablett in den Händen hielt. Es diente einem Teller mit einer herzhaft duftenden Rinderroulade als Unterlage. »Na, Sie hätte ich an diesem Ort heute aber als letztes erwartet. Was machen Sie denn noch hier? Ich dachte, Sie weilen längst im wohlverdienten Urlaub an der Côte d'Azur?«

»Newman!«, lachte Porter. »Wie kommen Sie denn darauf?«,

»Man hört, Sie wollten einige Tage vor ihrem jüngst erworbenen Ruhm aus dem Land fliehen!«

»Das wäre zugegeben keine schlechte Idee gewesen«, gewann Porter diesem Gedanken zwar einen gewissen Charme ab. »Leider ist mir das nicht möglich. Mein Sohn geht doch noch zur Schule und ich konnte ihn nicht vom Unterricht befreien lassen!«

»Einverstanden. Aber was machen Sie im Yard? Haben Sie sich hierher verlaufen? Macht der Gewohnheit?«

»Schlimmer. Die Realität hat mich schon wieder eingeholt«, korrigierte Porter. »Eine heikle Sache. Es gab eine Tote in Wellsborough. Die Kollegen haben mich hinzugezogen. Ich werde mich um diesen Fall kümmern müssen, ob es mir passt oder nicht.«

»Ihre Scones, Sir«, unterbrach die Bedienung das Gespräch und reichte Porter das Gebäck.

»Sie sind wirklich ein Fall für das Guinness-Buch der Rekorde!«, grinste Newman. »Bewerben Sie sich in der Rubrik: Kürzester Urlaub aller Zeiten! Oder pflichtbewusstester Beamter. Ich räume Ihnen in beiden Fällen gute Chancen ein.«

»Ich sollte es wirklich mal versuchen«, nahm Porter die Anregung mit Humor. »Wollen wir uns an einen der Tische setzen? Dort können wir auf Inspector Lawrence warten. Ich habe ihn um Unterstützung gebeten. Er wird gleich hier sein.«

»Lawrence, Lawrence«, dachte Newman laut nach. »Den Namen habe ich doch schon mal gehört...«

»Ein junger Kollege. Kam erst vor einigen Jahren zu uns ins Yard. Ich kannte seinen Vater, ein alter Schulkamerad. Er hatte mich gebeten, ein gutes Wort für Kevin einzulegen. Das habe ich natürlich gerne getan; nicht alleine aus Gefälligkeit. Ich wusste, dass er hier Karriere machen wird. Und ich habe Recht behalten.«

»Sie sind eben schon immer ein scharfsinniger Menschenkenner gewesen«, klopfte ihm Newman laut lachend und anerkennend zugleich auf die Schulter. Das wusste Porter weit mehr zu schätzen, als sämtliche Lobeshymnen, die er über sich in der Presse lesen musste, verfasst von nervtötenden Menschen, denen er jede tiefere Kenntnis von den Aufgaben und Abläufen innerhalb seines Berufsstandes absprach. Anders als Newman, ein Schlachtschiff beim Yard

mit höchstem Renommee, gut vernetzt bis in die obersten Kreise der Gesellschaft und trotzdem jederzeit für jeden ansprechbar und immer hilfsbereit. Seine Erfahrung würde dem Yard fehlen, sollte er tatsächlich in wenigen Monaten vorzeitig in Rente gehen und mit seiner Frau die Welt bereisen wollen, wie es die lauter werdenden Gerüchte vermuten ließen.

»Erzählen Sie mir, welcher Fall so wichtig ist, dass Sie Ihre Familie im Stich lassen«, bat Newman, kaum hatten sie sich nahe der großen Fensterfront im südlichen Bereich niedergelassen. Vereinzelt prasselten Regentropfen gegen die Scheiben und lieferten Porter zumindest ein stichhaltiges Argument, warum ein freier Tag bei diesen äußeren Bedingungen wohl ohnehin verloren gewesen wäre.

»Eine mysteriöse Geschichte«, beschrieb er also in allen Details die Szenerie des Hinterhofs; wo und wie sie die Tote am Morgen so liebevoll gebettet gefunden hatten.

»Und Sie haben wirklich keinen Anhaltspunkt, um wen es sich bei der Leiche handelt?«, staunte Newman.

»Bislang leider nicht«, berichtete Porter, was er kurz zuvor von Sergeant Riley erfahren hatte. »Wir wissen noch nicht einmal, ob sie aus dem Land stammt oder als Touristin unterwegs war. Ein Ausweis war nicht zu finden - und: Es liegt aus der gesamten Umgebung keine Vermisstenmeldung vor, die auch nur annähernd diese Frau beschreiben könnte. Das haben die Kollegen in Bedfordshire bereits überprüft. Wir sind wohl auf die Mitarbeit der Medien angewiesen.«

»Erst Clayton, dann eine attraktive Tote. Damit dürften Sie Ihren Bekanntheitsgrad noch ein gutes Stück ausbauen«, zog Newman Porter auf. »Und die Todesursache?«

»Sie starb durch den Stich mit einem besonders scharfen Gegenstand – vermutlich ein Messer. Der Täter hat den Herzmuskel erwischt. Sie hatte keine Chance.«

»Mord also«, konstatierte Newman.

»Deshalb bin ich wieder hier«, nickte Porter beiläufig. »Und das Verrückte ist: Der Täter war zwar äußerst gewaltbereit, muss andererseits aber auch sehr viel für sein Opfer empfunden haben. Sie hätten

mal sehen müssen, wie sie aufgebahrt war. Nicht achtlos weggeworfen, sondern gepflegt, gereinigt und in ein teures Gewand gehüllt. Wenn wir wenigstens Spuren gefunden hätten, aber vermutlich hat er mit Handschuhen gearbeitet. Wir haben jedenfalls keine brauchbaren Fingerabdrücke entdeckt, die uns weiterhelfen.«

»Äußerst merkwürdig«, überlegte Newman. »Ein solch ungewöhnlicher Fall ist selbst mir in meiner Laufbahn noch nicht untergekommen. Eventuell eine Beziehungstat? Ein Eifersuchtsdrama?«

»Dafür würde sprechen, dass wir große Mühe haben, ihre Identität zu klären. Nur stellt sich der Sachverhalt in diesem Fall ein wenig – wie soll ich sagen – komplizierter dar, denn sehen Sie: Es gibt da eine Komponente, die nicht ins Bild passt.«

»Schießen Sie los!«, wartete Newman neugierig auf weitere Informationen, während Porter einen Scone genüsslich in seinem Rachen verschwinden ließ.

»Haben Sie zufällig von den Kircheneinbrüchen bei uns in Norfield und zuvor in Wellsborough gehört?«

»Bei Ihnen in der Gemeinde auch?«, reagierte Newman anders, als Porter es erwartet hätte. Offensichtlich schien dem Kollegen zumindest der Vorfall in Wellsborough bereits bekannt. »Das ist ja ein Ding! Wann ist das passiert?«

»Gestern Abend«, antwortete Porter.

»Höchst interessant!«, murmelte Newman etwas unverständlich. »Was genau ist geschehen?«

»Eine klassische Schändung. Ein Unbekannter hat das Kreuz auf den Kopf gestellt, ein Pentagramm aus Kerzen gebaut und konnte dann unbemerkt wieder entkommen.«

»Wie in der anderen Kirche auch«, schüttelte Newman ungläubig den Kopf. »Was geht nur in diesen Menschen vor?«

»Sie sind mit den Details des Einbruchs vertraut?«, fragte Porter verblüfft. Das hatte er von dem Commander nun wirklich nicht erwartet. Es war doch eher eine Angelegenheit für die unteren Ränge.

»Natürlich!«, bestätigte der sofort. »Gestern erst wurde ich darauf angesprochen. Wissen Sie, ich kenne Wellsborough recht gut. Sie wer-

den dort fast nur fromme Leute finden. Ich hielt die ganze Angelegenheit deshalb nicht für wichtig; ein Scherz. Die Tat von übermütigen Jugendlichen, die nur provozieren wollen. «

»Ging mir mit unserer Kirche ganz ähnlich«, sagte Porter. »Ich habe die Sache zuerst vollkommen unterschätzt. Und jetzt scheinen wir es nicht nur mit zwei Einzelfällen, sondern mit einer ganzen Serie zu tun zu haben. Und alle Einbrüche liefen immer nach demselben Muster ab. Und immer mit dem Foto unserer Toten.«

»Eine ganze Serie?«, staunte Newman. »Ist das Ihr Ernst?«

»Warten Sie noch einen Moment, bis Inspector Lawrence zu uns stößt. Er kennt die Details. Sie werden sich wundern...«

Es dauerte nicht lange, bis ein eher unscheinbarer, weil kleiner und schwächlicher junger Mann mit kurzen, nach vorne gekämmten blonden Haaren und einer altmodischen Nickelbrille auf der Nase auf sie zukam. Unter seinem rechten Arm trug er einen mit Dutzenden Papieren gefüllten Aktenordner, den er zu den beiden Männern auf den schmalen Tisch legte.

»Darf ich vorstellen?«, machte Porter beide Kollegen miteinander bekannt. »Das ist Inspector Lawrence. Und: Commander Newman.«

»Es ist mir eine Freude, Sie kennenzulernen«, reichte Newman ihm die Hand. »Ich höre, Sie sind mit den Fällen der Kircheneinbrüche betraut? Was wissen wir darüber?«

»Nun, in unserer Abteilung laufen die Fäden zusammen, Sir«, erklärte Lawrence. »Nachdem wir Kenntnis von den ersten beiden Einbrüchen erlangt hatten und sich ein bestimmtes Muster herauskristallisierte, hielten wir es für besser, wenn die Vorfälle nicht von den jeweiligen Dienststellen vorort, sondern zentral bei uns im Haus erfasst und behandelt werden.«

»Machen Sie sich mal locker«, sagte Porter, irritiert von der ungewohnt bürokratisch gestelzten Ausdrucksweise des jungen Kollegen. »Commander Newman mag zwar den höheren Dienstgrad haben, liebt aber die direkte Sprache genauso sehr, wie Sie und ich.«

»Treffend formuliert«, pflichtete Newman ihm bei und wandte sich an Lawrence. »Wie viele Einbrüche sind denn bislang gemeldet?«

»Bislang«, schlug Lawrence den Aktenordner auf, »liegen uns Anzeigen aus vier Gemeinden vor: Charlestown, Staunton, Wellsborough und – das ist die jüngste Meldung – aus Norfield. In allen Fällen gingen wir von satanisch motivierten Schändungen aus, bis...«

»Bis sich die Lage heute Morgen komplett verändert hat«, übernahm Porter. »Wir müssen nun zwingend davon ausgehen, dass der Grund für die Kircheneinbrüche in irgendeiner Form mit der Ermordung dieser jungen Frau zu tun hat.«

»Was haben Sie bisher erreicht?«, erkundigte sich Newman.

»Nun«, deutete Lawrence auf die Kopie einer Landkarte, auf der mehrere Dörfer mit einem roten Kreis markiert worden waren, »wie Sie sehen, liegen ausnahmslos alle betroffenen Gemeinden nördlich von London, in der Gegend der Downhairy Hills. Wir gehen deshalb davon aus, dass unser Täter aus dieser Region stammen und einen gewissen Umgang pflegen muss. Folglich haben wir in den letzten Minuten unsere Datenbanken mit der Frage abgeglichen, ob wir es in dieser Gegend jemals mit einzelnen Personen oder aber ganzen Gruppierungen zu tun hatten, die – und nur so können wir das auf den Kopf gestellte Kreuz deuten – sich der Teufelsanbetung verpflichtet haben.«

»Ergebnisse?«, hakte Porter nach.

»Im Moment noch keine. Es gibt dort nirgendwo Anzeichen von Satanismus. Der Computer hat allerdings die Namen zweier Gemeinschaften ausgespuckt, die als sektenähnlich eingestuft werden. Das sind zum einen die *Brüder Christi*, die ihren zentralen Sitz etwa fünf Meilen nördlich von Charlestown haben. Dort geschah der erste Kircheneinbruch. Die zweite Gemeinschaft kommt aus Canterfield und nennt sich *Occuli Dei*. Auch so ein eigenwilliger, etwas verschrobener Haufen. Beide sehen sich aber ausschließlich christlichen Traditionen verpflichtet, haben eine fundamentale Einstellung und kommen folglich nicht in Frage.«

»Warum sollten christliche Fanatiker auch ihr eigenes, ihnen noch dazu heiliges Symbol schänden?«, dachte Porter laut nach. »Das würde tatsächlich keinen Sinn ergeben. Es sei denn... es dreht sich hier gar

nicht um die Frage von Teufel oder nicht, Gott oder nicht. Vielleicht ist alles viel profaner?«

»Sie glauben an ein Ablenkungsmanöver?«, hatte Newman einen ähnlichen Verdacht.

»Es wäre immerhin möglich, dass der Täter versucht, uns gezielt auf eine falsche Fährte zu locken. Oder: Uns etwas mitzuteilen. Es muss doch einen Grund haben, weshalb das Foto in allen Kirchen lag. Vergessen wir nicht: Er muss gewusst haben, dass wir früher oder später die Leiche der jungen Frau finden und daraus unsere Schlüsse ziehen werden.«

»Das wäre ein Argument«, nickte Lawrence.

»Was haben wir also«, rekapitulierte Porter. »Wir wissen, dass die Frau auf dem Foto mit ziemlicher Sicherheit die Tote ist, die wir in Wellsborough gefunden haben. Und: Wir haben bis heute vier Einbrüche in Kirchen – allesamt in der unmittelbaren Umgebung des Fundorts. Das kann kein Zufall sein.«

»Vielleicht sollte ich umgehend die Kollegen informieren«, schlug Lawrence vor. »Sie müssen die Kirchen in dieser Umgebung unter Beobachtung stellen. Falls unser Mann noch einmal zuschlägt und einen weiteren Einbruch begeht, dann haben wir ihn.«

»Tun Sie das!«, befahl Newman. »Und Sie Porter, halten mich unbedingt auf dem Laufenden. Dieser Fall interessiert mich sehr!«